



TECHNISCHE UNIVERSITÄT
CHEMNITZ

**Der Einfluss familiärer Netzwerke auf die Partnerwahl
und Partnerschaftsqualität bei Personen
türkischer Herkunft.**

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades

doctor rerum socialium

(Dr. rer. soc.)

vorgelegt

der Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften der

Technischen Universität Chemnitz

von M.A. (Magister Artium) Chadi Abdul-Rida

geboren am 28.03.1980 in Kana (Libanon)

Chemnitz, den 27.09.2016

Synopsis

| | | |
|---|--|----|
| 1 | Forschungsgegenstand und Aufbau der Synopsis | 1 |
| 2 | Partnerwahl im familialistischen Kontext..... | 3 |
| 3 | Partnerwahl nach dem westlichen Liebesideal | 7 |
| 4 | Bildung und andere Determinanten des Partnerwahlmodus | 10 |
| 5 | Partnerwahl im Migrationskontext | 12 |
| 6 | Partnerwahlmodus und Partnerschaftsqualität | 16 |
| 7 | Familiäre Netzwerke und transnationale Partnerschaften | 19 |
| 8 | Zusammenfassung und Ausblick | 27 |
| 9 | Literaturverzeichnis | 30 |

1. Forschungsfrage und Aufbau der Synopsis

In Deutschland stellen seit den 1970er Jahren aus der Türkei zugewanderte Personen und ihre im Aufnahmeland geborenen Kinder und Enkelkinder die größte nicht-autochthone Bevölkerungsgruppe dar (Statistisches Bundesamt 1976; 1986; 1996; 2006; 2015). Entsprechend bildet die Untersuchung dieser Gruppe einen Schwerpunkt der deutschen Migrationsforschung. Im Zentrum stehen dabei meistens Fragen nach den Ursachen schlechterer Bildungs- und Arbeitsmarktchancen im Vergleich zur Majoritätsbevölkerung oder anderen Migriertengruppen (Diehl, Friedrich, und Hall 2009; Kalter und Granato 2007; B. Becker und Biedinger 2006; Segeritz, Walter, und Stanat 2010; Kristen 2006). Erst seit einigen Jahren erscheinen auch vereinzelt Untersuchungen zum Partnerwahlverhalten von Türkischstämmigen in Deutschland (Schroedter und Kalter 2008; Kalter und Schroedter 2010; Baykara-Krumme und Fuß 2011; Carol, Ersanilli, und Wagner 2014; Huschek, de Valk, und Liefbroer 2012), obwohl Partnerwahlmuster als einer der härtesten Indikatoren für die Existenz sozialer Barrieren zwischen den ethnischen Gruppen betrachtet werden (Gordon 1964; Nauck 2008).

Ein auffälliger Befund aus diesen Untersuchungen ist der niedrige Anteil von Ehen von Türkischstämmigen mit Mitgliedern der autochthonen Bevölkerung (Schroedter und Kalter 2008). Als mögliche Ursache wird häufig darauf verwiesen, dass die Familie bei Türkischstämmigen eine größere Rolle bei der Partnerwahl einnimmt als in westlichen Familien und dies über unterschiedliche Pfade dazu führt, dass das Zustandekommen interethnischer Ehen erschwert wird (Schroedter 2013; Huschek et al. 2012; Carol 2016). Ein weiterer auffälliger Befund ist der hohe Anteil transnationaler Ehen von Türkischstämmigen in Deutschland (Baykara-Krumme und Fuß 2011), womit Ehen gemeint sind, die zwischen den Migrierten oder ihren Nachfahren und nicht-migrierten Personen aus der Türkei geschlossen wurden. Auch hier wird wiederholt auf die Bedeutung der Familieninvolviertheit in den Partnerwahlprozess als potentieller Erklärungsfaktor hingewiesen.

In der Tat ist die große Rolle der Familie bei der Partnerwahl in der Türkei und anderen nicht-westlichen Ländern empirisch gut belegt (Hortaçsu 2007; Timur 1981; Gündüz-Hoşgör und Smits 2007; Klaus 2008; Fox 1975). Für Migriertenfamilien in Deutschland ist die Forschung auf diesem Gebiet jedoch so gut wie nicht existent. Dabei mangelt es sowohl an belastbaren empirischen Befunden als auch an theoretischen Erklärungen, ob und wie sich die Rolle der Familie bei der Partnerwahl in einem Migrationskontext im Vergleich zum Herkunftskontext wandelt. Entsprechende Untersuchungen fehlen aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in den meisten anderen Migrationsländern. Während bei vielen migrationsspezifischen Fragestellungen zumindest auf Befunde aus den USA verwiesen werden kann, trifft das im Falle der familiären Einflussnahme auf die Partnerwahl nicht zu. Das liegt vermutlich daran, dass Migrierte aus der Türkei und anderen nicht-westlichen Ländern, in denen traditionell die Familie eine große Rolle bei der Partnerwahl einnimmt, nicht zu den zahlenmäßig stärksten Migriertengruppen in den USA zählen.

Vor diesem Hintergrund können die Beiträge von Abdul-Rida zu türkischstämmigen

Migriertenfamilien in Deutschland (2016a; 2016b) und anderen europäischen Ländern (Abdul-Rida und Baykara-Krumme 2016) wichtige Erkenntnisse sowohl für die deutsche als auch internationale Migrations- und Familienforschung liefern. Auf den folgenden Seiten werden die drei Beiträge vorgestellt und auf die zentralen Befunde und deren Implikationen eingegangen.

Für türkische Familien bedeutet die Migration in die BRD (oder in ein anderes westliches Land) einen Wechsel von einem bestimmten Partnerwahlssystem und Heiratsregime in ein anderes System, das sich in vielen Facetten vom dem des Herkunftskontextes unterscheidet (Nauck 2001a). Zur Beantwortung der Frage, ob und wie sich die Rolle der Familie bei der Partnerwahl im Migrationskontext wandelt, erscheint es daher plausibel, sich zunächst die Grundzüge beider Systeme und die sie unterscheidenden Merkmale zu vergegenwärtigen. Wenn bekannt ist, welche Ursachen und Ziele im Herkunftskontext hinter einer familiären Einflussnahme auf die Partnerwahl stehen, dann kann eine Annäherung an die hier interessierende Fragestellung darin bestehen, zu untersuchen, ob und wie sich die Bedeutung dieser Ursachen und Ziele für die Migriertenfamilien im Aufnahmeland wandelt. Des Weiteren kann es sich als gewinnbringend erweisen, sich die strukturellen Bedingungen, aus denen das westliche Partnerwahlssystem hervorgegangen ist, bewusst zu machen. Dann gilt es im nächsten Schritt darum, herauszufinden, inwieweit diese Bedingungen auch für Migriertenfamilien Gültigkeit haben und eine Adaption an das westliche Partnerwahlssystem als attraktive Handlungsoption erscheinen lassen.

Im Folgenden wird daher zunächst das *familialistische Partnerwahlssystem* vorgestellt (Abschnitt 2), das den Modus der Partnerwahl, der in der Türkei und anderen nicht-westlichen Ländern vorherrscht, beschreibt. Dem wird das westliche Partnerwahlssystem nach dem Liebesideal gegenübergestellt und seine strukturellen Ursachen erörtert (Abschnitt 3). Es folgt eine Diskussion der bisherigen Forschungsbefunde aus nicht-westlichen Ländern zu den Determinanten der familialistischen Partnerwahl (Abschnitt 4). Dann werden die Ergebnisse aus Abdul-Ridas (2016b) Untersuchung zur Prävalenz und zu den Determinanten der familialistischen Partnerwahl bei türkischstämmigen Familien vorgestellt (Abschnitt 5). In einer zweiten Untersuchung geht Abdul-Rida (2016a) der Frage nach, wie sich der Modus der Partnerwahl auf die spätere Partnerschaftsqualität auswirkt und vermutet darin eine mögliche Erklärung für die Attraktivität der familialistischen Partnerwahl (Abschnitt 6). Die transnationale Partnerwahl von Türkischstämmigen in Europa ist Gegenstand einer dritten Untersuchung (Abdul-Rida und Baykara-Krumme 2016). Darin wird die Rolle der Familie und der Einfluss familiärer Netzwerke auf die Entstehung und Perpetuierung transnationaler Partnerwahlmuster untersucht (Abschnitt 7). Zum Schluss werden die Befunde resümiert und ein Fazit über die Bedeutung der familiären Einflussnahme auf die Partnerwahl bei türkischstämmigen Migriertenfamilien gezogen (Abschnitt 8). Außerdem werden Vorbehalte gegenüber der Anwendung von Forschungsmethoden geäußert, die zur Untersuchung von Migriertenfamilien eingesetzt werden, obwohl diese Methoden ursprünglich in einem westlichen Kontext und mit westlichen Familien im Blick entwickelt wurden. Die Synopsis endet dann mit

Vorschlägen über adäquate Methoden, mit denen sich ein solcher *individualistic bias* bei der Untersuchung von Migriertenfamilien vermeiden lässt.

2. Partnerwahl im familialistischen Kontext

Die Partnerwahl stellt in vielen Gesellschaften eine Entscheidung dar, an der auch die Familie beteiligt ist (Goode 1970; Goody 1990; Apostolou 2010). Es lassen sich drei Typen der familiären Einflussnahme unterscheiden. Die Familie kann a) allein entscheiden und Ego kein Mitspracherecht einräumen, b) einen Partner oder eine Partnerin vorschlagen und Ego darf ablehnen oder zustimmen, oder c) Ego macht einen Vorschlag und die Familie darf ablehnen oder zustimmen. Im Folgenden wird eine Partnerwahl mit familiärer Beteiligung als *familialistische Partnerwahl* bezeichnet und der *individualistischen Partnerwahl* gegenübergestellt, die ohne familiäre Einflussnahme stattfindet.

Gesellschaften mit einem familialistischen Partnerwahlmodus zeichnen sich über die Partnerwahl hinaus durch eine im Vergleich zu westlichen Gesellschaften stärkere Einbettung individuellen Handelns in den familiären Kontext aus. Thornton et al. (1987: 749) sprechen auch vom „family mode of social organization“ und verweisen damit auf die Rolle der Familie als zentrale Produktions- und Organisationseinheit für ihre Mitglieder. Ausgehend von der Theorie der sozialen Produktionsfunktionen (TSPF) (Ormel et al. 1999) lassen sich auf anschauliche Weise die vielfältigen Funktionen modellieren, die familiäre Netzwerke in nicht-westlichen Gesellschaften für ihre Individuen erfüllen und warum die Partnerwahl nicht nur eine Angelegenheit des Paares ist.

In der TSPF wird zunächst angenommen, dass alle Menschen, unabhängig vom kulturellen Kontext und den strukturellen Bedingungen, zwei universelle Ziele verfolgen: die Maximierung von *physischem Wohlbefinden* (PW) und *sozialer Anerkennung* (SA). Diese Ziele lassen sich aber nur über Zwischenziele, auch *instrumentelle Ziele* genannt, erreichen. So lässt sich physisches Wohlbefinden nur indirekt durch Maximierung von *Komfort* (K) und *Stimulation* (ST) erreichen. Komfort beschreiben Ormel et al. (1999) als einen somatischen und psychologischen Zustand, der auf der Abwesenheit von Durst, Hunger, Schmerz, Erschöpftheit, Angst oder extrem unberechenbaren Situationen basiert. Stimulation verweist auf Aktivitäten, die einen Zustand von Erregung (*arousal*) herbeiführen, wie z. B. mentale und sensorische Stimulation, physische Anstrengung oder sportliche Aktivitäten.

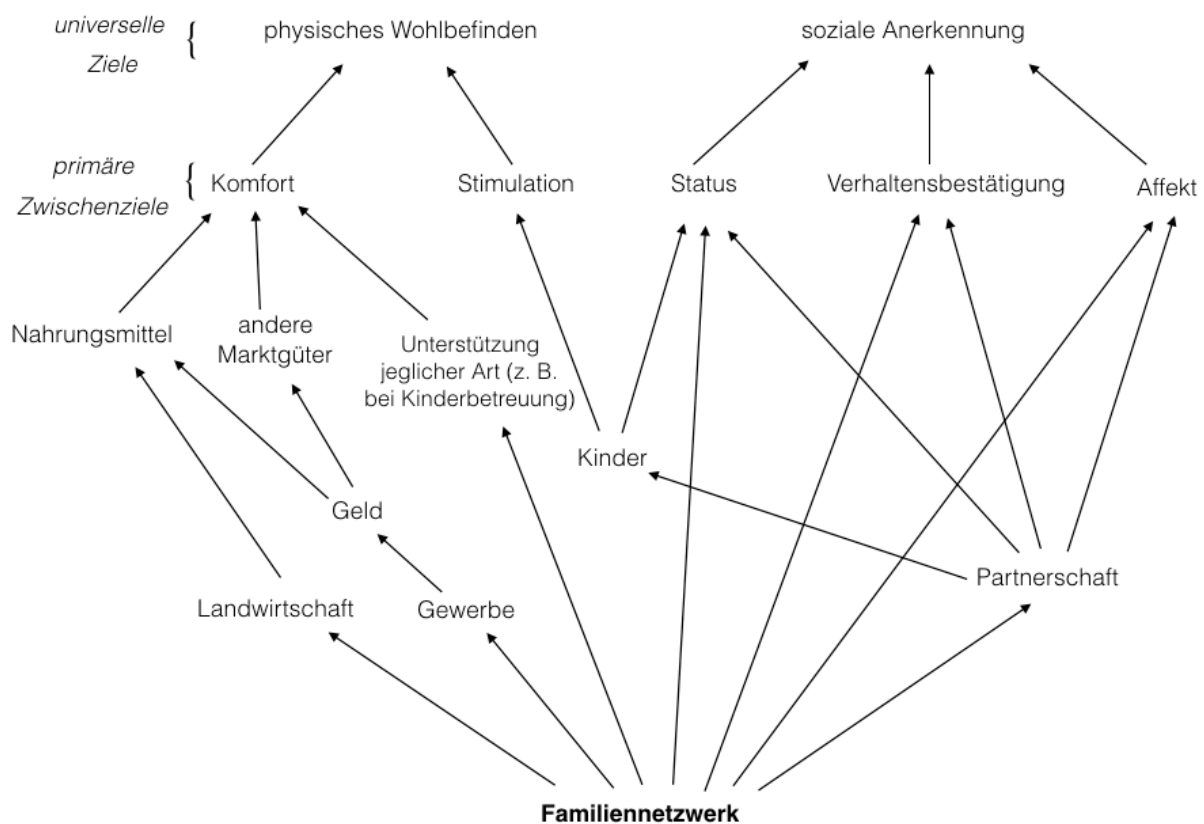
Das zweite universelle Ziel, soziale Anerkennung, lässt sich nur über die drei instrumentellen Ziele *Status* (S), *Verhaltensbestätigung* (VB) und *Affekte* (A) erreichen. Status ist der Rang einer Person im Vergleich zu anderen Personen und definiert sich hauptsächlich über den Besitz knapper und hoch bewerteter Ressourcen. Verhaltensbestätigung ist das Gefühl, in den Augen der signifikanten Anderen das „Richtige“ getan zu haben. Affekte umfassen Liebe, Freundschaft und emotionale Unterstützung.

Die fünf beschriebenen instrumentellen Ziele (K, ST, S, VB, A) werden auch als instrumentelle Ziele erster Ordnung oder auch als primäre Zwischenziele bezeichnet, da sie unmittelbar zur

Maximierung der beiden universellen Ziele beitragen. In der Theorie sozialer Produktionsfunktionen weisen die primären Zwischenziele insofern eine höhere Kontextvariabilität als die beiden universellen Ziele auf, da sie gegeneinander substituiert werden können. Beispielsweise kann eine Person ihren niedrigen Status durch ein Mehr an Verhaltensbestätigung zu kompensieren versuchen. Eine solche Substitution ist auf der Ebene der beiden universellen Ziele nicht oder nur eingeschränkt möglich.

Die primären Zwischenziele lassen sich ebenfalls nur indirekt mit Hilfe von Zwischenzielen zweiter und niedrigerer Ordnung erreichen. In Anlehnung an den familienökonomischen Ansatz (G. S. Becker 1991) werden solche Ziele in der TSPF auch als Produktionsfaktoren bezeichnet, da sie gemeinsam mit der Ressource Zeit und häufig mit weiteren Ressourcen wie kulturelles oder ökonomisches Kapital in eine Produktionsfunktion eingehen, die der Erreichung der fünf primären Zwischenziele dient. Die Kontextvariabilität der Produktionsfaktoren steigt, je niedriger sie sich innerhalb der Zielhierarchie befinden. Während die fünf primären Zwischenziele kontextunabhängig dieselben sind und höchstens gegeneinander substituiert werden können, ist nicht auszuschließen, dass sich tertiäre Zwischenziele zwischen zwei kulturellen Kontexten stark voneinander unterscheiden.

Abb. 1 Familiennetzwerk als Ressource zur Maximierung universeller Bedürfnisse



Bemerkung: Ausgangspunkt der Modellierung ist die *Theorie sozialer Produktionsfunktionen* (TSPF) (Ormel et al. 1999). Daran anknüpfend wurde hier das Familiennetzwerk innerhalb der Produktionskette verortet.

An der Theorie sozialer Produktionsfunktionen lässt sich nun auf der Ebene der primären

Zwischenziele anknüpfen und die Produktionsfaktorenkette runter bis zum familiären Netzwerk rekonstruieren (vgl. Abb. 1). Gesellschaften mit einer familialistischen Partnerwahl sind häufig stark landwirtschaftlich geprägt (Apostolou 2010), so dass die Familie durch die Produktion von Nahrungsmitteln auf dem eigenen Land zur Steigerung von Komfort beiträgt. Ein familiärer Haushalt kann auch Kleidung und andere materielle Güter produzieren. Die produzierten Güter können wiederum gegen Geld und andere Güter eingetauscht werden, die über verschiedene Produktionsfunktionen zur Erreichung der primären Zwischenziele beitragen. Dazu gehört z. B., dass allein die Akkumulation von Geld den *Status* einer Familie steigern kann. In vielen nicht-westlichen Gesellschaften wird außerdem die Absicherung im Alter und gegen Lebensrisiken hauptsächlich von Mitgliedern des Familiennetzwerks übernommen. Entsprechend hoch sind dann die Erwartungen der Eltern, dass sie später von ihren Kindern versorgt werden und entsprechend different zu westlichen Gesellschaften gestaltet sich der „Wert von Kindern“ für die Eltern (Nauck 2001b).

Angesichts einer Produktionsweise, die überwiegend auf Basis familiärer Ressourcen und innerhalb des Familiennetzwerks stattfindet, verbringen Individuen einen Großteil ihrer Lebenszeit im familiären Kontext. Im Unterschied dazu finden soziale Interaktionen in westlichen Gesellschaften bereits ab der Kindheit (z. B. durch das Bildungssystem) häufig in außerfamiliären Kontexten statt. Der frühe Auszug der Kinder aus dem Elternhaus, der seit Jahrhunderten für nordwesteuropäische Gesellschaften charakteristisch ist (vgl. Abschnitt 3), trägt zusätzlich zur Entkopplung der sozialen Interaktionen des Individuums von seinem familiären Kontext bei. Viel häufiger als in westlichen Gesellschaften sind Familienmitglieder in nicht-westlichen Gesellschaften daher auch ein zentraler Produktionsfaktor für *Affekte* und *Verhaltensbestätigung*. Die signifikanten Anderen, die das Verhalten eines Individuums bestätigen, sind dann vor allem die Eltern, Geschwister und andere Verwandte, während in westlichen Gesellschaften auch außerfamiliäre Personen wie Freunde oder Lehrer diese Rolle innehaben können. Des Weiteren sind, angesichts der kontinuierlichen Einbindung in die familiäre Produktionsweise, affektuelle Beziehungen außerhalb der Familie schwerer zu manifestieren, da diese den Aufbau eines Vertrauensverhältnisses und eine fortgesetzte Investition von zeitlichen Ressourcen voraussetzen. Insgesamt wird die Familie damit zum zentralen Produktionsfaktor zur Erreichung der primären Zwischenziele und damit zur Maximierung der beiden universellen Grundbedürfnisse.

Eine Partnerwahl kann sich auf unterschiedliche Weise auf die Kohäsion der familiären Einheit auswirken und tangiert daher in familialistischen Kontexten eine essentielle Ressource, von der das Wohlbefinden aller Familienmitglieder abhängt. Für die Herkunftsfamilie von einem der beiden Partner bedeutet die Partnerwahl den Auszug eines Familienmitglieds. In Agrargesellschaften sind es meistens die Töchter, die das Haus verlassen und Teil der Familie des Ehemannes werden, was auch als *Virilokalität* bezeichnet wird (Marlowe 2004; Ilcan 1994). Die Herkunftsfamilie der Frau verliert dadurch einen wichtigen Produktionsfaktor, wodurch Anreize entstehen können, die Partnerwahl so zu beeinflussen, dass der Verlust in irgendeiner Weise adäquat kompensiert wird. Eine Möglichkeit

hierzu besteht im Aushandeln einer Kompensationszahlung mit der Familie des Ehemannes. In der Literatur findet sich in diesem Zusammenhang häufig der Begriff des „Brautpreises“, der von der Familie des Ehemannes an die Familie der Braut gezahlt wird (Anderson 2007). Alternativ kann eine weitere Heirat zwischen Mitgliedern beider Familien vereinbart werden, bei der die Familien jeweils ein Mitglied des anderen Geschlechts verheiraten als bei der ersten Heirat. Der so genannte „cradle match“ bezeichnet eine solche Vereinbarung, die von den Familien getroffen wird, wenn die zu verheiratenden Mitglieder noch im Kindesalter sind (Hortaçsu 2003: 158).

Während die Heirat eines weiblichen Familienmitglieds den Verlust eines wichtigen Produktionsfaktors darstellt, bedeutet die Heirat eines männlichen Mitglieds den Gewinn eines solchen Faktors. Insofern liegt vielleicht hier eine Erklärung für die stärkere familiäre Kontrolle der Partnerwahl von Frauen in familialistischen Gesellschaften (Ghimire et al. 2006; Emran, Maret, und Smith 2009; Timur 1981; Blood 1967; Apostolou 2010). Es gibt aber auch theoretische Argumente dafür, warum die Familie ebenfalls ein Interesse an der Beeinflussung der Partnerwahl von männlichen Mitgliedern haben sollte. Zum einen kann eine niedrige Passung zwischen der eingetragenen Frau und den anderen Familienmitgliedern zu Konflikten und damit zu einer Störung der familiären Produktionsweise führen. Außerdem kann es sein, dass die Frau nicht über die erforderlichen Kompetenzen verfügt, um erfolgreich in den Produktionshaushalt integriert zu werden. Diese Risiken lassen sich minimieren, wenn Familienmitglieder aktiv an der Partnersuche und Partnerwahl beteiligt sind und dabei Heiratskandidatinnen mit geringer Familienkompatibilität frühzeitig ausschließen können. Dazu gehören auch institutionalisierte Besuche der Familie der potentiellen Ehefrau durch die Familie des potentiellen Ehemannes, um die Kompetenzen und Familienkompatibilität der Frau in Erfahrung bringen zu können (Hortaçsu 2003).

Eine Heirat kann darüber hinaus die solidarische Bande zwischen zwei Familien stärken, da sie zahlreiche Gelegenheiten für Interaktionen zwischen den Mitgliedern beider Familien schafft. Die Familien können dann ihre Ressourcen akkumulieren und dadurch zu mehr Macht und Einfluss gelangen. Der soziale Aufstieg durch Heirat kann auch asymmetrisch verlaufen, wenn eine Familie in eine statushöhere Familie einheiratet und dadurch Zugang zu hoch bewerteten Ressourcen und Produktionsfaktoren erhält. In der Regel ist diese Form des Aufstiegs aber der Familie der Ehefrau vorbehalten, da die Heirat eines Mannes mit einer statushöheren Frau wenig soziale Akzeptanz findet (Nauck 2001a) – übrigens auch in westlichen Gesellschaften (Skopek, Schulz, und Blossfeld 2009). Hier könnte eine weitere Ursache für die stärkere familiäre Kontrolle bei der Partnerwahl der Frauen liegen, da die Familie darin eher als bei den Männern ein Mittel des sozialen Aufstiegs sieht.

Die stärkere Kontrolle der Frauen kann aber auch auf die Geschlechterrollen, die in einer Gesellschaft herrschen, zurückzuführen sein und damit auf einen eher latenten und viel allgemeineren Einflussfaktor. Als internalisierte Werte und Normen können diese Geschlechterrollen das Handeln der Individuen beeinflussen, ohne dass sich die Individuen über die strukturellen Ursachen ihres Handelns bewusst sind. Innerhalb dieser Geschlechterrollen werden Attribute wie Autonomie,

Dominanz und Zielstrebigkeit als typisch männlich erachtet und sie bilden den Erwartungs- und Bewertungsrahmen für männliches Verhalten. Attribute wie Fürsorge, Sensibilität, Subordinanz und Verwundbarkeit sind dagegen typisch weibliche Rollenzuschreibungen (Hoffman 1977; Murdock und Provost 1973; Okin 1995; Eagly 1987; Eagly und Mladinic 1989). Ausgehend von diesen Geschlechterrollen mag sich die Familie stärker verpflichtet fühlen, die Partnerwahl der weiblichen Mitglieder, die als weniger autonom und schutzbedürftiger erachtet werden, zu lenken. Hier kommt möglicherweise hinzu, dass es die weiblichen Mitglieder sind, die das Haus der Herkunftsfamilie nach der Heirat verlassen und daher dem Einflussbereich und dem Schutz ihrer Familie entzogen sind, weshalb es umso wichtiger erscheinen mag, sicherzugehen, in wessen Obhut sich die Frau nach der Heirat begibt.

Unterschiedliche Geschlechterrollen sind nicht exklusiv für familialistische Gesellschaften, sondern auch in vielen westlichen Industrienationen prävalent (Röder und Mühlau 2014). In Letzteren existiert jedoch ein Modus der Partnerwahl, der keine Beteiligung der Familie vorsieht, weshalb die niedrigere Autonomie der Frau und die stärkere Bevormundung durch die Familie nicht gleichermaßen ihren Ausdruck im Bereich der Partnerwahl finden können wie in familialistischen Gesellschaften.

Die familialistische Partnerwahl resultiert häufig in eine Verwandtenehe. In einigen Regionen der Türkei werden bis zu 40 % der Ehen zwischen Verwandten (Gündüz-Hoşgör und Smits 2007: 195). Die häufigste Form der Verwandtenehe ist die mit der Tochter bzw. dem Sohn des Vaterbruders (Goody 1990: 380; Hortaçsu 2003: 158). Eine mögliche Erklärung für die Popularität von Verwandtenehen könnte die hohe Informationssicherheit, die vor der Partnerwahl über die jeweils andere Seite herrscht. Die Familie der Ehefrau kann sich gewiss sein, in wessen Obhut sie die Tochter (oder Schwester, oder Nichte etc.) entlässt. Die Familie des Ehemannes wiederum hat eine hohe Informationssicherheit über die Familienkompatibilität der Ehefrau. Des Weiteren können Verwandtenehen dazu beitragen, dass familiäre Ressourcen zusammengehalten werden, z. B. Land, das den Vätern der beiden Eheleute vererbt wurde und weiterhin als Einheit und dadurch effizienter verwaltet werden kann. Schließlich können Verwandtenehen auch eine Art von Solidaritätsbekundung gegenüber dem eigenen Verwandtschaftsnetzwerk sein und damit den Status einer Familie vor den anderen Verwandten steigern.

3. Partnerwahl nach dem westlichen Liebesideal

In der Modernisierungsforschung galt die nordwesteuropäische Familie lange Zeit als der Endpunkt eines universellen Entwicklungspfad, der durch Industrialisierung initiiert wird und in allen Regionen der Welt wiederzufinden sein sollte, sobald auch dort Industrialisierungsprozesse einsetzen. Folglich wurde angenommen, dass die Familienstruktur in vorindustriellen Gesellschaften der Gegenwart ein Abbild der Familie des vorindustriellen Europas darstellt. Aus diesem Blickwinkel erscheint auch die familialistische Partnerwahl als typisches Merkmal vorindustrieller Strukturen, die

im Zuge einer Industrialisierung vom individualistischen Partnerwahlmodus abgelöst werden sollte.

Seit Ende der 1960er Jahre wuchsen die Zweifel am Wahrheitsgehalt des klassischen Paradigmas der Modernisierungsforschung. Insbesondere die Forschung der *Cambridge Group for the History of Population and Social Structure*, basierend auf historischen Datensätzen, wies auf einen eher schwachen Zusammenhang zwischen Industrialisierung und Herausbildung der nordwesteuropäischen Kernfamilie hin (für einen ausführlichen Überblick vgl. Thornton 2005: 81ff.). Mitunter konnten Muster der „modernen“ Kernfamilie für das 16. Jahrhundert und früher nachgewiesen werden. Offenbar herrschten in Nordwesteuropa lange vor der Industrialisierung strukturelle Bedingungen, die das Wohnen im größeren familiären Verbund als eine wenig attraktive Option erschienen ließen. Zunehmend setzte sich die Erkenntnis über die Einmaligkeit der Bedingungen im vorindustriellen Nordwesteuropa durch und dass sich darauf basierend wenig verlässliche Aussagen über die heutigen vorindustriellen Gesellschaften und deren voraussichtliche Entwicklung treffen lassen.

Die Unterschiedlichkeit des Familiensystems im vorindustriellen Nordwesteuropa und dem in vielen heutigen vorindustriellen Gesellschaften vorherrschenden System findet ihren Niederschlag in einer innerhalb der historischen Familienforschung sehr bekannten Typologie von Hajnal (1982). Darin werden die Struktur und das Gründungsmuster von Haushalten in beiden System kontrastiert. Hajnal (1982) nennt drei Merkmale des vorindustriellen nordwesteuropäischen Haushalts. Das ist erstens ein vergleichsweise spätes Heiratsalter (über 26 für Männer und über 23 für Frauen), zweitens gründet ein Paar unmittelbar nach der Heirat einen eigenen Haushalt (meistens mit dem Mann als Haushaltsvorstand) und drittens verbringen junge Menschen vor der Heirat einige Jahre als Bedienstete in Haushalten außerhalb der Familie. Im Vergleich dazu zeichnet sich die Familienform in vorindustriellen Gesellschaften außerhalb Nordwesteuropas durch ein jüngeres Heiratsalter aus (ungefähr 26 für Männer und unter 21 für Frauen). Außerdem wohnt das Ehepaar zunächst im Haushalt der Herkunftsfamilie eines der beiden Ehepartner, wobei es meistens die Frau ist, die zur Familie des Mannes zieht. Somit können Haushalte neben dem Haushaltsvorstand und seiner Ehefrau mehrere weitere Ehepaare (meistens die Söhne des Haushaltsvorstands mit ihren Ehefrauen) umfassen, weshalb Hajnal auch vom *joint household* spricht. Schließlich löst sich ein *joint household* irgendwann auf, in der Regel, wenn der Haushaltsvorstand verstirbt, und es bilden sich kleinere Haushalte mit einem oder mehreren Ehepaaren.

Obwohl Hajnal in seiner Typologie nicht explizit auf die Rolle der Familie bei der Partnerwahl in beiden Haushaltstypen eingeht, lassen sich aus seinen Beschreibungen entsprechende Annahmen deduzieren. Der frühe Auszug von Unverheirateten aus dem elterlichen Haushalt und ihre hohe Mobilität im vorindustriellen Nordwesteuropa weisen auf eine vergleichsweise geringe Einbettung des Individuums in das Netzwerk der Herkunftsfamilie hin. Die Familie war offenbar nicht in der Lage, alle Mitglieder als Arbeitsressource in den familiären Produktionshaushalt zu absorbieren, was einen vergleichsweise frühen Auszug und die Suche nach einer Anstellung in einem anderen Haushalt erforderlich machte. Für die Individuen konnte die Familie folglich nicht den gleichen Wert als

Produktionsfaktor einnehmen wie in familialistischen Gesellschaften bzw. in Gesellschaften mit einem *joint household*. Die Einbindung in Arbeitsverhältnisse außerhalb des familiären Haushalts führt außerdem dazu, dass weniger Zeit mit Mitgliedern der Herkunftsfamilie verbracht wird und häufiger als in familialistischen Gesellschaften außerfamiliäre Beziehungen intensiviert werden können. Die Familie stellt damit weder das Monopol für physisches Wohlbefinden, noch für soziale Anerkennung. Das schafft wenig Anreize, auf der Seite der Familie, als auch der einzelnen Mitglieder, die Partnerwahl auf eine Familienkompatibilität des Partners oder der Partnerin hin zu optimieren. Für die Familie erscheint der Aufwand, der mit einer familialistischen Partnerwahl verbunden ist (Hilfe bei der Partnersuche, eventuelle Überzeugungsarbeit für oder gegen einen bestimmten Partner oder Partnerin, Verhandlungen zwischen den Familien etc.) nicht nachvollziehbar, wenn die Tochter ohnehin bereits früh das Haus verlassen hat und auch nicht als Arbeitsressource im eigenen Haushalt eingesetzt werden konnte und wenn auch der Sohn mit seiner Ehefrau keinen Beitrag zur familiären Produktionsweise leisten wird. Für das einzelne Familienmitglied erscheint es ebenso wenig plausibel, der Familienkompatibilität der Partnerin oder des Partners hohe Priorität einzuräumen, wenn eine reibungslose Interaktion zwischen dem Ehepaar und der Herkunftsfamilie nicht substantiell zur Maximierung der universellen Bedürfnisse beiträgt. Stattdessen tritt die Paarkompatibilität an erster Stelle, da das Ehepaar die zentrale Produktionseinheit im Haushalt sein wird und nicht der (groß)familiäre Verband.

Von diesen spezifischen strukturellen nordwesteuropäischen Bedingungen ausgehend hat sich die Partnerwahl herausgebildet, die dem so genannten „Liebesideal“ folgt und die Entscheidung für einen Partner oder eine Partnerin als ausschließliche Angelegenheit beider Partner sieht, während eine Einflussnahme durch die Familie eher als Normverstoß gewertet wird. Wenn Haushalte aus nur einem Ehepaar zusammengesetzt sind, dann ist Paarkompatibilität eine Erforderlichkeit, um die familiäre Produktionsweise sicherzustellen. Eine Partnerwahl nach Paarkompatibilität und nicht nach Familienkompatibilität der Partnerin oder des Partners stellt dann die evolutionär stabile(re) Strategie dar. Die soziale Konstruktion von „Liebe“ dient dann der Idealisierung und normativen Stützung des auf Paarkompatibilität hin optimierten Modus der Partnerwahl, so wie religiöse Verbote evolutionär stabile Strategien stützen, z. B. die Abkehr von der Schweinezucht unter bestimmten landwirtschaftlichen Bedingungen (Harris 1998: 67–87).

Möglicherweise spielten andere strukturelle Faktoren eine Rolle bei der Herausbildung des „Liebesideals“. Goody (2000: 27–41) sieht z. B. den Siegeszug der Kirche als eine weitere zentrale Ursache. Um die Macht der Familienklans zu beschränken und sich Zugang zu den familiären Ressourcen zu verschaffen, führte die Kirche verschiedene Heiratsregelungen ein. Dazu zählte die Ausweitung des Inzest-Tabus auf nahe Verwandte, womit Verwandtenehen als effektives Instrument zur Sicherung von Familienbesitz und zur Konsolidierung von Verwandtschaftsnetzwerken abgeschafft wurden. Außerdem schrieb die Kirche ab dem 16. Jahrhundert vor, dass der Ehebund ausschließlich auf den Willen der Partner basieren und ohne familiäre Einflussnahme stattfinden

musste. Somit trug auch die Kirche dazu bei, dass sich Verwandtschaftsnetzwerke als Ressourcenmonopole schwerer etablieren konnten und die Familienmitglieder zur Maximierung von physischem Wohlbefinden und sozialer Anerkennung auf andere Produktionsfaktoren ausweichen mussten.

Ein individualistischer und auf die Kernfamilie fokussierter Lebensstil war also lange vor der Industrialisierung Teil der Gesellschaften Nordwesteuropas. Dagegen sind Individuen in vorindustriellen Gesellschaften der Gegenwart, gemeinsam mit dem Partner oder der Partnerin, in das erweiterte Familien- und Verwandtschaftsnetzwerk eingebettet und haben Zugriff auf familiäre Ressourcen, die den Individuen im vorindustriellen Nordwesteuropa nicht zur Verfügung standen. Die Industrialisierung hat den Familialismus in Nordwesteuropa nicht verschwinden lassen, sondern andere Ursachen, die lange davor existiert haben und es ist offen, ob jemals in dieser Weltregion ein besonders ausgeprägter Familialismus existiert hat. Insofern darf angezweifelt werden, ob die Industrialisierung in anderen Teilen der Welt zu einem vollständigen Verschwinden familialistischer Verhaltensweisen führen wird und ob nicht z. B. die familialistische Partnerwahl weiterhin als attraktive Option neben dem individualistischen Modus bestehen bleibt und Personen immer dann darauf zurückgreifen werden, wenn sie sich einen hohen Nutzen aus der Einbettung in das Familien- und Verwandtschaftsnetzwerk versprechen.

Angesichts der Erkenntnisse aus der historischen Familienforschung über das vorindustrielle Europa und der Varianz von Entwicklungspfaden außereuropäischer Gesellschaften verlor das klassische Paradigma der Modernisierungstheorie an Erklärungskraft (Kertzer 1991). Außerhalb der Familienforschung existiert dieses Paradigma aber weiterhin als Entwicklungsideal, das Individualismus als universelles Zivilisationsziel vorgibt und dadurch zu dessen Ausbreitung, unabhängig von den strukturellen Bedingungen und der Geschichte einer Gesellschaft, beiträgt (Thornton 2001; Allendorf 2013; Kavas und Thornton 2013). Zu diesem Entwicklungsideal gehört auch die Bewertung der familialistischen Partnerwahl als „traditionell“ und überholt, während nur eine auf „Liebe“ basierende Partnerwahlentscheidung einer modernen, zivilisierten Lebensweise zuträglich ist (Allendorf 2013). Auch in Deutschland beherrschen diese Denkmuster den öffentlichen Diskurs über die familialistische Partnerwahl (Strassburger 2003; Boos-Nünning und Karakaşoğlu 2005: 322f.).

4. Bildung und andere Determinanten des Partnerwahlmodus

Die Modernisierungsforschung hat eine Reihe von Befunden zu den Determinanten des familialistischen vs. individualistischen Partnerwahlmodus in Agrar- und Transformationsgesellschaften (von Agrar- zu Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften) generiert. Als einer der stabilsten Befunde hat sich der Effekt des Bildungsgrades einer Person oder der ihrer Eltern erwiesen (Ghimire et al. 2006; Thornton, Lin, et al. 1994; Thornton, Chang, und Yang 1994;

Emran et al. 2009; Khoury und Massad 1992; Blood 1967: 37f.; Fox 1975; İlkcaracan 2000: 237; Hortaçsu 2007). Demnach sinkt die Wahrscheinlichkeit einer familialistischen Partnerwahl mit steigendem Bildungsgrad, was auf mehrere mögliche Mechanismen zurückgeführt wird. Zum einen wird angenommen, dass steigende Bildungsressourcen dem Individuum zu mehr Unabhängigkeit von der Familie verhelfen, sowohl materiell als auch in Bezug auf Ressourcen wie Wissen und Lebenserfahrung (Thornton, Fricke, et al. 1994). Ein damit verwandtes Argument lautet, dass der Bildungserfolg einer Person den anderen Familienmitgliedern Respekt abverlangt und sie die Person als erwachsener und als reif genug wahrnehmen, um wichtige Entscheidungen wie eine Partnerwahl allein treffen zu können (Ghimire et al. 2006). Während der Verweildauer in den Institutionen des Bildungssystems, so lautet ein anderes Argument, entstehen zahlreiche Gelegenheiten, eine Partnerin oder einen Partner kennenzulernen, so dass die Familie ihre Funktion als Suchhelferin verliert. Dieser Effekt ist vor allem angesichts einer starken Geschlechtersegregation, die in vielen vorindustriellen Gesellschaften herrscht, nachvollziehbar (Abu-Lughod 1986). Der Partnermarkt wird dadurch nur über Vermittler oder Vermittlerinnen zugänglich (G. S. Becker 1991: 324–355), so dass Bildungsinstitutionen zu den wenigen Orten gehören, in denen intergeschlechtliche Interaktionen ohne familiäre Aufsicht möglich sind.

Ein anderes Argument verweist darauf, dass das Bildungssystem in westlichen Ländern entwickelt wurde und auch nach seinem Export in familialistische Gesellschaften im Kern westlich bleibt und entsprechende Werte und Lebensentwürfe vermittelt. Als Beispiel werden die Inhalte in Lehrbüchern angeführt, in denen Darstellungen der Kernfamilie, der Exklusivität der Paarbeziehung und anderer Elemente des individualistischen Lebensstils überwiegen (Caldwell 1982; Caldwell, Reddy, und Caldwell 1988). Sobald Bildung als eine hoch bewertete Ressource zur Maximierung der beiden universellen Bedürfnisse betrachtet wird und Bildungsinstanzen gleichzeitig als Vermittlerinnen eines individualistischen Lebensstils auftreten, ist eine normative Abwertung familialistischer Verhaltensweisen eine naheliegende Folge.

Neben Bildung erweist sich auch Geschlecht als starker Prädiktor des Partnerwahlmodus, mit einer höheren Chance für Frauen, dass sich die Familie an der Partnerwahl beteiligt (Ghimire et al. 2006; Emran et al. 2009; Timur 1981; Blood 1967; Apostolou 2010). Die verschiedenen infrage kommenden Erklärungen wurden hier bereits in Abschnitt 2 eingehend diskutiert. Des Weiteren zeigt sich, dass jüngere Heiratskohorten eine geringere Chance auf eine familialistische Partnerwahl haben (Klaus 2008: 69). Der Effekt bleibt auch erhalten, wenn die individuellen Bildungsressourcen und andere Kovariaten kontrolliert werden (Thornton, Chang, et al. 1994). Das könnte ein Hinweis auf den Effekt des Entwicklungsideals sein, der sich durch klassische Medien wie Fernsehen und Radio sowie neuere Medien wie das Internet global verbreitet.

5. Partnerwahl im Migrationskontext

Die Forschung zum familialistischen Partnerwahlmodus und seinen Determinanten hat bisher überwiegend in einem modernisierungstheoretischen Rahmen stattgefunden und sich auf Gesellschaften außerhalb Nordwesteuropas konzentriert, in denen die familialistische Partnerwahl weit verbreitet ist. Spätestens seitdem in vielen westlichen Ländern zugewanderte Gruppen aus familialistischen Gesellschaften signifikante Bevölkerungsanteile ausmachen, stellt sich die Frage, wie sich Personen, die aus einem Kontext mit einer großen Verbreitung der familialistischen Partnerwahl stammen, in einer Gesellschaft verhalten, in der der individualistische Partnerwahlmodus ausschließlich ist. In Deutschland ist die familialistische Partnerwahl seit den 1980er Jahren regelmäßig Gegenstand des öffentlichen Diskurses, sei es in Kinofilmen, autobiographischen Büchern, Magazinen oder in lebhaft geführten Debatten, die bis in die politischen Parlamente hineinreichen (vgl. Westphal und Katenbrink 2007 für einen Überblick über die Debatte). Die Auseinandersetzung ist dabei häufig vom Entwicklungsideal geprägt und der Vorstellung von einer in Europa längst überholten Praxis, die auch die Migrierten hinter sich lassen sollten, um Teil einer modernen Aufnahmegesellschaft werden zu können (Strassburger 2003; Boos-Nünning und Karakaşoğlu 2005: 322f.). Bisweilen vermengt sich der Diskurs über die familialistische Partnerwahl mit einer generellen Islamkritik, bei der die Partnerwahlpraxis als Paradebeispiel für die Rückwärtsgewandtheit des Islams und die Unterjochung der Frau dient (Kelek 2006; 2008; Schwarzer 2002a; 2002b; 2002c).

Trotz des öffentlichen Interesses am Thema haben sich die Sozialwissenschaften in Deutschland bisher kaum mit der familialistischen Partnerwahl bei Migriertenfamilien beschäftigt. Zu den wenigen Ausnahmen gehört eine qualitative Studie von Strassburger (2003) mit Türkischstämmigen sowie zwei kleine Untersuchungen mit quantitativen Daten, in denen einige wenige deskriptive Merkmale dargestellt werden (İlkkaracan 1996; Schrötle 2008). Auch für andere Einwanderungsländer sind die Befunde mit quantitativen Daten rar gesät. Lediglich für die Niederlande findet sich eine Studie mit mit Türkisch- und Marokkanischstämmigen (van Zantvliet, Kalmijn, und Verbakel 2014).

Abdul-Rida (2016b) untersucht erstmals die Prädiktoren der familialistischen vs. individualistischen Partnerwahl bei einer Migriertengruppe in Deutschland. Der dabei verwendete Datensatz basiert auf einer im Jahr 2009 in Berlin durchgeführten standardisierten Befragung von Personen türkischer Herkunft. Es handelte es sich um eine Begleitstudie des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Beziehungs- und Familienpanels pairfam (Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics) (für Konzept und Instrumente der pairfam-Hauptstudie vgl. Huinink et al. 2011; für eine ausführliche Dokumentation der Berliner Begleitstudie vgl. Baykara-Krumme 2010). Gegenstand dieser Begleitstudie ist das Befragungsinstrument der ersten Welle der pairfam-Hauptstudie, das um migrations- und integrationsrelevante Items ergänzt wurde. Die computergestützten persönlichen Interviews (CAPI) wurden auf Deutsch oder Türkisch geführt. Die Grundgesamtheit umfasste in Berlin wohnhafte Personen mit türkischer Staatsangehörigkeit in

den Alterskohorten 15–17, 25–27 und 35–37 Jahren. Die Befragungspersonen wurden vom Statistischen Landesamt Berlin mit Hilfe einer Zufallsstichprobe ermittelt. Von den 1320 übermittelten Adressen waren 10 % neutrale Ausfälle, da die Adressen nicht korrekt waren. Ausgehend von der bereinigten Stichprobe (N=1180) betrug der tatsächlich auswertbare Anteil von Interviews 36,4 % (N=429). Im Vergleich dazu waren es in der Hauptstudie 36,9 %.

Die Untersuchung bezieht sowohl Personen ein, deren Partnerwahl schon stattgefunden hat (N=227) als auch Personen ohne Partner oder Partnerin (N=202). Bei der erstgenannten Gruppe (Personen in Partnerschaft) mussten 103 Fälle ausgeschlossen werden, deren Partnerwahl bereits vor der Migration nach Deutschland stattgefunden hat. Das ist erforderlich, da die hier untersuchten Einflussfaktoren für die Situation der Befragungspersonen in Deutschland erhoben wurden und für die Situation in der Türkei dieselben Merkmale entweder keine Varianz aufweisen (z. B. interethnische Kontakte mit Deutschen) oder sich deutlich zwischen den beiden Kontexten unterscheiden können. Insgesamt umfasste damit die Untersuchungsgruppe 326 Personen (davon 103 Personen in Partnerschaft und 202 Singles).

Personen in Partnerschaft wurden gefragt, ob die eigene Partnerwahl familialistisch oder individualistisch war. Singles wurden gefragt, ob die eigene Partnerwahl familialistisch oder individualistisch sein wird. Die binär codierte Antwort wurde dann auf die verschiedenen Prädiktoren regressiert. Der Vorteil einer Berücksichtigung von Personen ohne Partnerschaft liegt darin, dass die Ausprägung der Prädiktoren zum gleichen Zeitpunkt erfasst wird wie der Modus der Partnerwahl. Bei Personen in Partnerschaft liegt die Partnerwahl mehrere Jahre oder Jahrzehnte zurück, so dass die Ausprägung der Prädiktoren zum Zeitpunkt der Befragung sich von der Ausprägung zum Zeitpunkt der Partnerwahl stark unterscheiden kann.

Die Ergebnisse der Untersuchung weisen auf eine hohe Prävalenz der familialistischen Partnerwahl bei Türkischstämmigen hin. Knapp die Hälfte der Befragten gibt an, dass sich die Familie an der Partnerwahl beteiligt. Eine naheliegende Interpretation des Befundes wäre, dass die Familie für die Befragten auch im Migrationskontext einen wichtigen Produktionsfaktor darstellt. Die familiären Netzwerke scheinen auch in einer individualistischen Gesellschaft ihre Funktionen aufrecht zu erhalten und für ihre Mitglieder Ressourcen zu generieren.

Als Einflussfaktoren wurden zunächst die aus der Modernisierungsforschung bekannten Prädiktoren berücksichtigt. Bildung erweist sich auch in der Migrationssituation als positiver Prädiktor für eine individualistische Partnerwahl. Die Erklärungen für diesen Effekt, die für die Situation in familialistischen Gesellschaften entwickelt wurden, können hier aber nicht alle gleichermaßen überzeugen. Angesichts einer in Deutschland herrschenden Schulpflicht haben alle Befragten mehrere Jahre im Bildungssystem verbracht und dadurch genügend Gelegenheiten gehabt, alternative, stärker individualistische, Lebensentwürfe kennenzulernen. Es spricht aber nichts gegen die Erklärung, dass Bildung die Abhängigkeit eines Individuums von den familiären Ressourcen senkt, denn es macht auch (oder gerade) in einer westlichen Gesellschaft einen Unterschied für die Erlangung eigener

Ressourcen, ob eine Person über einen Hauptschul- oder Gymnasialabschluss verfügt. Auch das Argument, dass ein höherer Bildungsgrad mehr Respekt bei den anderen Familienmitgliedern verschafft, sollte hier greifen. Ebenso erscheint es plausibel, dass höher gebildete mehr Gelegenheiten haben, ohne Hilfe der Familie einen Partner oder eine Partnerin zu finden, da z. B. Hauptschulabsolventen und -absolventinnen die Bildungsinstitutionen bereits verlassen bevor die eigentliche Partnersuche beginnt.

Geschlecht, als weiterer aus der Modernisierungsforschung bekannter Einflussfaktor, erweist sich auch in der Migrationssituation als starker Prädiktor für den Partnerwahlmodus. Weibliche Familienmitglieder haben eine signifikant höhere Chance, dass sich die Familie an der Partnerwahl beteiligt. Dabei kann das Argument nicht überzeugen, dass die Heirat eines weiblichen Familienmitglieds den Verlust einer Arbeitsressource bedeutet und deren Partnerwahl daher als Opportunität genutzt wird, eine adäquate Kompensation zu erhalten. Die Befragung fand in einer hochgradig urbanisierten Gegend statt, in der der materielle Mehrwert, den eine Person durch Haushaltsarbeit beitragen kann, begrenzt ist. Jedoch kann auch im Migrationskontext die Erklärung zutreffen, dass die Heirat eines weiblichen Familienmitglieds mehr Potenzial für einen sozialen Aufstieg der Familie bietet. Der Aufstieg eines Mannes durch Heirat ist auch in der autochthonen Bevölkerung eher die Ausnahme (Skopek et al. 2009) und es gibt keinen Grund, warum sich die türkischstämmige Bevölkerung in Deutschland diesbezüglich sowohl gegenüber den Autochthonen als auch der Herkunftskultur heterodox verhalten sollte. Auch Geschlechterrollen sollten in der Migrationssituation ein wichtiger Erklärungsfaktor für die stärkere Kontrolle der Partnerwahl der Frauen sein, denn, so zeigen Röders (2014) Analysen auf Basis des *European Social Survey*, weisen traditionelle Geschlechterrollen insbesondere bei Migrierten aus muslimischen Ländern wie der Türkei eine vergleichsweise hohe Stabilität auf. In zukünftigen Untersuchungen könnten auch die Eltern und andere Familienmitglieder befragt und deren Geschlechterrolleneinstellungen als weitere Erklärungsvariable in die multivariaten Analysen aufgenommen werden.

Neben Bildung und Geschlecht wurde auch der Einfluss von Freizeitaktivitäten (Treffen mit Freunden, sportliche Aktivitäten) auf den Partnerwahlmodus untersucht. Wie erwartet steigt die Chance einer individualistischen Partnerwahl mit der Häufigkeit von Freizeitaktivitäten, was damit erklärt wurde, dass solche Aktivitäten – ähnlich wie beim Bildungseffekt – Gelegenheiten schaffen, eine Partnerin oder einen Partner außerhalb und ohne Unterstützung des Familiennetzwerks kennenzulernen. Als bedeutungslos zur Erklärung des Partnerwahlmodus erweist sich die Kontakthäufigkeit mit Autochthonen im Freundeskreis. Hier lautete die Annahme, dass solche Kontakte ein Kennenlernen des individualistischen Lebensstils begünstigen. Der nicht festgestellte Zusammenhang kann ein Hinweis sein, dass die Personen zwar häufiger mit einem individualistischen Lebensstil in Kontakt kommen, wenn sie Autochthone im Freundeskreis haben, sie diesen Lebensstil aber dem familialistischen Lebensentwurf gegenüber nicht als überlegen erachten und sich daher für die Beibehaltung familialistischer Verhaltensweisen und Einstellungen entscheiden. Eine andere

Erklärung könnte sein, dass der Kontakt mit Autochthonen im Freundeskreis sehr wohl zu einer stärkeren Präferenz für individualistische Verhaltensweisen führt, Eltern und andere Familienmitglieder jedoch nicht gleichermaßen individualistisch sind und es entgegen dem Individualismus der oder des Befragten zu einer familialistischen Partnerwahl kommt. Zukünftige Untersuchungen können dies beantworten, indem der Individualismus und Familialismus auch der anderen Familienmitglieder erfragt wird. Die Untersuchungen von Nauck (1997) mit Eltern-Kind-Dyaden in türkischstämmigen Familien weisen aber auf eine hohe Übereinstimmung zwischen den Familienmitgliedern hin.

Im Unterschied zur ethnischen Zusammensetzung des Freundeskreises zeigt sich bei der Zusammensetzung des Verwandtschaftsnetzwerkes sehr wohl ein signifikanter Effekt in die erwartete Richtung, denn je höher der Anteil Autochthone unter den Verwandten, umso geringer ist die Wahrscheinlichkeit einer familialistischen Partnerwahl. Der festgestellte Effekt lässt sich aber aufgrund der unklaren Kausalitätsrichtung nicht eindeutig interpretieren. Wird Individualismus zu einer attraktiven Option, wenn es unter den Verwandten Autochthone gibt, die diesen Lebensstil vorleben oder handelt es sich hier um türkischstämmige Familien, die bereits mit einem hohen Individualismus nach Deutschland migriert sind (z. B. Familien aus den urbanen Regionen der Türkei), wodurch die Chance für Partnerschaften mit Autochthonen in diesen Familien höher sind? Diese Frage lässt sich empirisch besser mit einem Paneldatensatz beantworten, bei dem der voraussichtliche Partnerwahlmodus zu mehreren Zeitpunkten erfragt und dann untersucht wird, wie sich eine Veränderung der ethnischen Zusammensetzung des Verwandtschaftsnetzwerkes darauf auswirkt.

Als einer der stärksten Prädiktoren erweist sich schließlich der Religiositätsgrad einer Person, denn je religiöser der oder die Befragte ist (wobei es sich fast ausschließlich um Muslime handelt), umso größer ist die Wahrscheinlichkeit einer familialistischen Partnerwahl. Es ist schwierig, auszumachen, ob muslimische Religiosität lediglich ein Proxy für familialistische Einstellungen ist oder ob sie einen eigenständigen Einflussfaktor darstellt, der familialistische Einstellungen und Verhaltensweisen verstärkt. In zukünftigen Untersuchungen müssten daher auch familialistische Einstellungen kontrolliert werden, um den Netto-Effekt von muslimischer Religiosität auf den Partnerwahlmodus auszumachen.

Insgesamt weisen die Ergebnisse der Untersuchung auf die Stabilität des familialistischen Partnerwahlmodus hin und darauf, dass familialistische Verhaltensweisen auch im Migrationskontext eine attraktive Option darstellen können. Wenn Personen mit Migrationshintergrund über ein großes Familien- und Verwandtschaftsnetzwerk verfügen, das ihnen Zugang zu wichtigen Ressourcen verschafft, erscheint es schwer nachvollziehbar, dass der individualistische Lebensstil zwangsläufig der effizientere Produktionsfaktor zur Maximierung der universellen menschlichen Bedürfnisse ist, wie es das Entwicklungsideal suggeriert.

6. Partnerwahlmodus und Partnerschaftsqualität

Möglicherweise übt die familialistische Partnerwahl einen positiveren Effekt auf die spätere Partnerschaftsqualität aus als die individualistische Partnerwahl, was eine weitere Erklärung für die hohe Attraktivität und die Prävalenz des familialistischen Partnerwahlmodus sein könnte. In einer zweiten Untersuchung überprüft Abdul-Rida (2016a) daher, wie sich die beiden Partnerwahlmodi auf die Partnerschaftsqualität auswirken. Dabei greift er wieder auf die Daten der in Abschnitt 5 vorgestellten pairfam-Begleitstudie zurück. Als Analyseeinheiten dienen diesmal die Personen, die zum Zeitpunkt der Befragung in einer Partnerschaft lebten (N=221). Entsprechende Untersuchungen mit quantitativen Daten gibt es bisher ausschließlich aus familialistischen Gesellschaften. Befunde für Familien in einem Migrationskontext existieren bis dato nicht.

Auf den ersten Blick lassen die bisherigen Befunde keine eindeutigen Schlüsse zu, da einige der Untersuchungen eine höhere Partnerschaftsqualität bei Personen mit einer individualistischen Partnerwahl feststellen, andere dagegen keinen Unterschied zwischen den beiden Partnerwahlmodi finden. Abdul-Rida (2016a) zeigt jedoch, dass sich die Befunde weniger widersprechen, sobald danach differenziert wird, wie die jeweiligen Untersuchungen Partnerschaftsqualität messen. Wenn Partnerschaftsqualität als Paarinteraktionsqualität gemessen wird (z. B. die Häufigkeit vertrauter Gespräche, gemeinsame Freizeitaktivitäten mit dem Partner oder der Partnerin, gemeinsame Interessen etc.), dann finden die Untersuchungen häufiger eine niedrigere Partnerschaftsqualität bei Personen mit einer familialistischen Partnerwahl. Wenn Untersuchungen Partnerschaftsqualität als globale Evaluation der eigenen Partnerschaft messen, können sie dagegen häufiger keinen Unterschied zwischen den beiden Partnerwahlmodi feststellen.

Die Gleichsetzung von Paarinteraktionsqualität und Partnerschaftsqualität ist Ausdruck eines auf Individualismus basierenden Verständnisses von Partnerschaft. Wenn im nordwesteuropäischen Raum die Partnerschaft seit Jahrhunderten innerhalb der Paardiyade stattfindet, verengt sich der Blick für mögliche Einflussfaktoren der Partnerschaftsqualität auf diesen sozialen Mikrokosmos. Determinanten der Partnerschaftsqualität, die sich außerhalb der Paardiyade und der Kernfamilie befinden, wird durch eine auf Paarinteraktionen basierende Operationalisierung nicht genügend Rechnung getragen. Dabei ist es gerade angesichts einer in familialistischen Kontexten stärkeren Einbettung des Paares in das Familien- und Verwandtschaftsnetzwerk von Bedeutung, dass Einflussfaktoren der Meso-Ebene berücksichtigt werden. Eine Untersuchung der Partnerschaftsqualität von Personen in familialistischen Gesellschaften oder von Migrierten und ihren Kindern, die aus ebensolchen Gesellschaften stammen, sollte daher auf eine Operationalisierung zurückgreifen, die nicht nur eine Aufnahme der Paarinteraktionsqualität in das Erklärungsmodell erlaubt, sondern auch über die Paardiyade hinausgehende Einflussfaktoren. Eine Operationalisierung anhand von globalen Evaluationen der eigenen Partnerschaft erscheint für diesen Zweck besser geeignet als eine auf Paarinteraktionen basierende Operationalisierung. An dieser Stelle sei angemerkt, dass die Operationalisierung von

Partnerschaftsqualität anhand von Interaktionsskalen in der Partnerforschung generell seit den 1980er Jahren zunehmend in die Kritik geraten ist und vermehrt der Einsatz von globalen Evaluationen empfohlen wird (Norton 1983; Bradbury, Fincham, und Beach 2000; Funk und Rogge 2007).

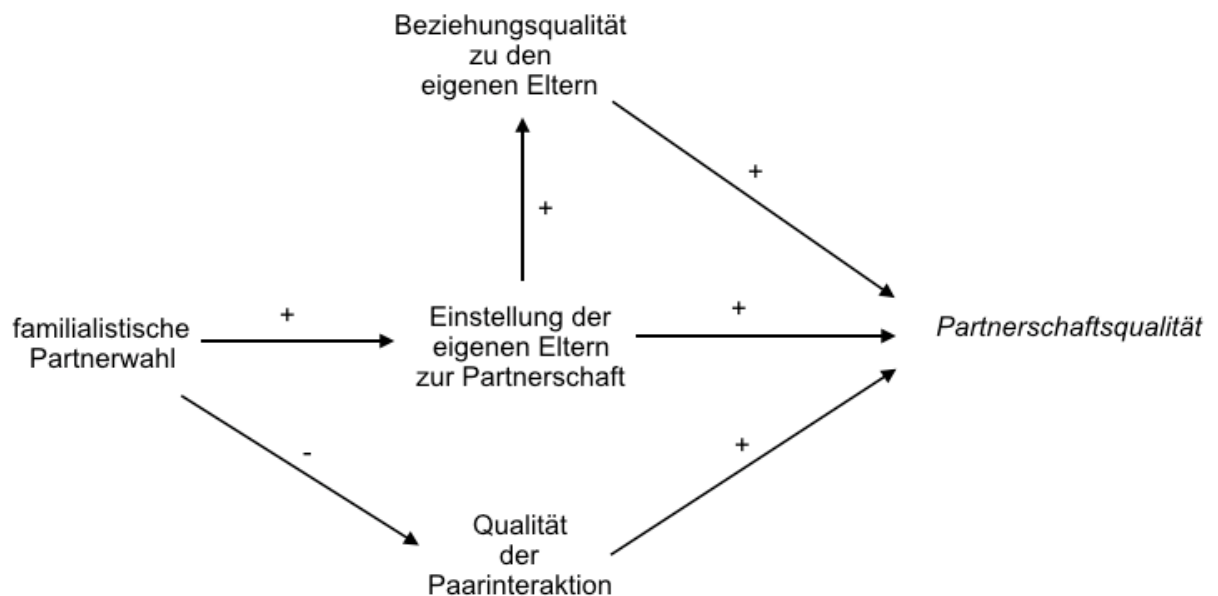
Die Paarbeziehung kann ein höchst effizienter Produktionsfaktor für Verhaltensbestätigung, Affekte, direkt und indirekt auch für Status (Nauck 2001a) sein. Sie kann das physische Wohlbefinden steigern, z. B. durch eine effektive Arbeitsteilung zwischen den Partnern oder indem die Partnerin oder der Partner zum Haushaltseinkommen beiträgt (G. S. Becker 1991). Eine harmonische Beziehung zwischen dem Paar und der Herkunftsfamilie verschafft Zugang zu familiären Ressourcen, die sich wiederum ein als effiziente Produktionsfaktoren zur Maximierung von physischem Wohlbefinden und sozialer Anerkennung einsetzen lassen. Familiäre Ressourcen können instrumenteller Natur sein, z. B. wenn die Familie das Paar finanziell unterstützt oder Wohnraum im eigenen Haushalt anbietet oder wenn die Schwiegereltern bei der Kinderbetreuung helfen. Es kann sich aber auch um identifikative Ressourcen handeln, wie Lewis (1973) unter Verweis auf den Symbolischen Interaktionismus und dem dortigen Konzept der Identitätsbildung erklärt: Wenn die eigene Partnerschaft von den signifikanten Anderen positiv bewertet wird, trägt das zur Stärkung der Paaridentität bei. Paaridentität kann als eine Form der Verhaltensbestätigung betrachtet werden und stellt damit einen Produktionsfaktor zur Maximierung von sozialer Anerkennung dar.

Abdul-Rida (2016a) expliziert die kausalen Pfade, über die sich die beiden Partnerwahlmodi unterschiedlich auf die Partnerschaftsqualität auswirken. Demzufolge hat die familialistische Partnerwahl einen positiveren Effekt auf die spätere Beziehung zur eigenen Herkunftsfamilie und auf deren Einstellung zur Partnerschaft, wobei sich beide Faktoren wiederum als positive Prädiktoren der Partnerschaftsqualität erweisen. Hingegen wirkt sich eine familialistische Partnerwahl negativer auf die Qualität der Paarinteraktionen aus, die wiederum eine der Hauptdeterminanten der Partnerschaftsqualität ist (Lewis und Spanier 1979). Vier Mechanismen werden angeführt, die zum negativen Effekt der familialistischen Partnerwahl auf die Paarinteraktionsqualität beitragen. Wenn sich die Familie an der Partnerwahl beteiligt, spielt neben der Paarkompatibilität auch die Familienkompatibilität eine Rolle bei der Entscheidung für oder gegen einen Partner oder eine Partnerin, so dass es häufiger als beim individualistischen Modus zu Kompromissen bei der Paarkompatibilität zugunsten der Familienkompatibilität kommt. Eine niedrigere Paarkompatibilität führt dann zu weniger nutzenstiftenden Interaktionen zwischen den Partnern. Der zweite Mechanismus verweist auf die eingeschränkten Möglichkeiten in familialistischen Kontexten, Informationen über die Paarkompatibilität des Partners oder der Partnerin zu sammeln, da persönliche oder intime Interaktionen zwischen den zukünftigen Partnern vor Beginn der Partnerschaft häufig negativ sanktioniert werden. Im Durchschnitt sollten Partnerschaften daher häufiger als beim individualistischen Modus mit einer dünneren Informationsgrundlage begonnen werden, wodurch es eher zu einem *mismatch* bezüglich der Paarkompatibilität und damit zu einer niedrigeren Paarinteraktionsqualität kommt. Drittens ist davon auszugehen, dass in familialistischen Kontexten die

Investition in Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen außerhalb der Paardade und Kernfamilie höher sind als in individualistischen Kontexten, wodurch weniger Ressourcen zur Investition in die Paarbeziehung zur Verfügung stehen. Schließlich sollten höhere Trennungsbarrieren und eine niedrigere Trennungswahrscheinlichkeit von Paarbeziehungen in familialistischen Kontexten häufiger dazu führen, dass Beziehungen mit einem relativ niedrigen Level an Paarinteraktionsqualität fortgeführt werden.

Die Annahmen wurden anschließend in ein empirisch überprüfbares Pfadmodell überführt (Abb. 2). Untersuchungen, die Partnerschaftsqualität als Paarinteraktionsqualität operationalisieren, geben nur einen kleinen Ausschnitt dieses Modells wieder, nämlich den nach unten verlaufenden Pfad vom Partnerwahlmodus zur Qualität der Paarinteraktion, womit die Befunde den negativen Effekt der familialistischen Partnerwahl überbetonen. Erst durch die Verwendung von globalen Indizes der Partnerschaftsqualität werden die weiteren Teile des Pfadmodells und damit die im Vergleich zum individualistischen Modus positiveren Einflüsse der familialistischen Partnerwahl offengelegt.

Abb. 2 Theoretisches Kausalmodell zum Einfluss des Partnerwahlmodus auf die Partnerschaftsqualität



Bereits bei den deskriptiven Befunden der Untersuchung scheinen sich viele der formulierten Annahmen zu bestätigen. Die Qualität der Paarinteraktion fällt im Durchschnitt höher aus, wenn die Partnerwahlentscheidung von der befragten Person allein getroffen wurde. Dagegen sind bei einer familialistischen Partnerwahl die Eltern der befragten Person zufriedener mit der Partnerschaft und die Beziehungsqualität zu den eigenen Eltern ist höher. Bezüglich der Partnerschaftsqualität (gemessen anhand von fünf Fragen, mit denen die Befragten ihre Partnerschaft global bewerten sollten) gibt es keinen signifikanten Unterschied zwischen den beiden Gruppen und die Werte sind nahezu identisch. Offenbar gleichen sich die positiven und negativen Effekte beider Partnerwahlmodi gegenseitig aus,

so dass bei einer ausschließlichen Betrachtung der Partnerschaftsqualität kein Unterschied feststellbar ist, obwohl die beiden Partnerwahlmodi unterschiedlich wirken. Das lässt sich am besten anhand eines Strukturgleichungsmodells nachvollziehen, in dem alle theoretisch spezifizierten Pfade gleichzeitig überprüft und Aussagen zur Gesamterklärungskraft des Modells getroffen werden können. Außerdem lassen sich dabei Effekte anderer Einflussfaktoren kontrollieren, so dass es nicht zu einer Überschätzung (Scheinkorrelation) oder Unterschätzung (Suppression) des Effekts des Partnerwahlmodus kommt.

Die multivariate Überprüfung mit Hilfe des Strukturgleichungsmodells bestätigt die unterschiedlichen Effekte der beiden Partnerwahlmodi auf die Paarinteraktionsqualität und auf die Einstellung der Familie zur Partnerschaft auch unter Kontrolle einer Reihe von demographischen, sozioökonomischen und Einstellungsvariablen. Im Modell zeigt sich zudem, dass die Beziehungsqualität zu den Eltern steigt, wenn die Eltern der Partnerschaft gegenüber positiv eingestellt sind. Weitere Tests machen außerdem deutlich, dass sich der Partnerwahlmodus nur über diesen indirekten Pfad auf die Beziehungsqualität zu den Eltern auswirkt und keinen direkten Effekt hat. Im Strukturgleichungsmodell bestätigen sich schließlich die Effekte der Mediatoren (Einstellung der Eltern zur Partnerschaft, Beziehungsqualität zu den Eltern, Paarinteraktionsqualität) auf die Partnerschaftsqualität und damit auch der indirekte Einfluss des Partnerwahlmodus über die vermittelnden Pfade.

7. Familiäre Netzwerke und transnationale Partnerschaften

Die hohe Prävalenz der familialistischen Partnerwahl hängt möglicherweise auch mit der großen Verbreitung von transnationalen Partnerschaften in vielen Einwanderungsländern zusammen. Eine transnationale Partnerschaft liegt vor, wenn vor Beginn der Partnerschaft beide Partner in unterschiedlichen Ländern gelebt haben. Meistens migriert im Laufe der Partnerschaft einer der beiden Partner in das Aufenthaltsland des anderen. Transnationale Partnerschaften zwischen in Europa lebenden Türkischstämmigen und Personen in der Türkei machen einen bedeutenden Teil aller Partnerschaften von Türkischstämmigen in Europa aus (Carol et al. 2014; Reniers 1999; Lievens 1999; Hooghiemstra 2001; Kalter und Schroedter 2010; Baykara-Krumme und Fuß 2011; Charsley 2012; Milewski 2010; González-Ferrer 2005). Für türkischstämmige Migrierte und ihre Kinder in Deutschland haben Kalter und Schroedter (2010) auf Basis von Mikrozensus-Daten herausgefunden, dass 30 bis 50 % der Verheirateten (abhängig von Geschlecht und Generationenzugehörigkeit) ihren Partner oder ihre Partnerin aus der Türkei geholt haben.

Für die große Verbreitung dieser Partnerschaften lassen sich verschiedene Gründe anführen. Möglicherweise sehen türkischstämmige Familien darin eine Möglichkeit, die eigene Solidarität gegenüber dem Herkunftsland und der Herkunftskultur auszudrücken. Für ältere Familienmitglieder kann eine solche Partnerwahl auch dazu dienen, die Normen und Werte der Herkunftskultur bei den

jüngeren Mitgliedern, die im Aufnahmeland sozialisiert wurden, „aufzufrischen“ und auf diese Weise die intergenerationale Solidarität zu stärken (Toprak 2008). Außerdem ist für Personen in der Türkei, angesichts restriktiver europäischer Einreiseregulungen, die transnationale Ehe eine der wenigen Möglichkeiten für eine dauerhafte Emigration in ein europäisches Land. Das steigert die Attraktivität solcher Ehen für die Familien in der Türkei (Strassburger 2003: 195f.), womit die Familien im Aufnahmeland über eine hoch bewertete Ressource verfügen, die aber nur bei einer transnationalen Partnerwahl zur Geltung kommt. Durch eine Verwandtenehe haben Familien im Aufnahmeland dann die Möglichkeit, anderen Familien aus dem Verwandtschaftsnetzwerk einen Zugang nach Europa zu verschaffen. Diese Art von Solidaritätsbekundung und instrumenteller Unterstützung der eigenen Verwandtschaft kann zu einer signifikanten Statussteigerung der Familie innerhalb des Verwandtschaftsnetzwerks führen.

Für die Familien im Aufnahmeland kann die transnationale Ehe auch zu einer Liaison mit einer statushöheren Familie aus dem Herkunftsland verhelfen. Hierzu findet sich in Kibrias (2009: 104) qualitativer Studie ein anschauliches Beispiel mit einem Mann aus Bangladesch, der in die USA migriert ist und viele Jahre in überwiegend gering bezahlte Jobs tätig war. Dieser erzählt der Interviewerin stolz von der transnationalen Heirat seiner Tochter mit einem Mann aus Bangladesch, der aus einer angesehenen Familie stammt. Die Familie sah in der transnationalen Partnerwahl des Sohnes eine Möglichkeit, dass er sein Humankapital effektiver in ökonomisches Kapital umwandelt als im Herkunftsland. Der Marktwert einer Person auf dem Partnermarkt muss sich aber nicht an ihrem sozialen Status oder dem ihrer Familie festmachen. Die physische Attraktivität und das Alter einer Person können ebenfalls relevante Partnerwahlkriterien sein (Glowsky 2007).

Ein anderes Argument zur Erklärung der Attraktivität von transnationalen Partnerschaften lautet, dass konservative Türkischstämmige im Aufnahmeland einen Partner oder eine Partnerin aus dem Herkunftsland bevorzugen, da diese nicht in gleichem Maße einer individualistischen Kultur ausgesetzt waren wie Türkischstämmige im Aufnahmeland und sie daher seltener Einstellungen und Verhaltensweisen haben sollten, die in konservativen Kontexten als problematisch erachtet werden (z. B. Geschlechtsverkehr vor der Ehe) (Strassburger 2003: 217, 266, 270; Toprak 2008; Muñoz 1999: 109; Çelikaksoy, Nielsen, und Verner 2006). Lievens (1999), in einem viel zitierten Artikel, weist jedoch darauf hin, dass diese Intention hauptsächlich für die „importierenden“ Männer zutreffen sollte. Hingegen sähen die „importierenden“ Frauen die transnationale Partnerwahl als Möglichkeit, die herkömmlichen Machtverhältnisse innerhalb der Partnerschaft zu ihren Gunsten umzukehren. Das begründet Lievens zum einen mit dem Wegfall der Virilokalität, da der emigrierende Mann den Haushalt seiner Herkunftsfamilie in der Türkei verlässt und im Aufnahmeland entweder mit der Ehefrau einen neuen Haushalt gründet (Neolokalität) oder im Haushalt ihrer Herkunftsfamilie wohnt (Uxorilokalität). Die Ehefrau steht dadurch im Paaralltag nur ihrem Mann gegenüber und nicht ihm und seiner gesamten Herkunftsfamilie, deren Solidarität im Falle von Konflikten eindeutig ist. Außerdem hat die Frau mehr Wissen über die Aufnahmegesellschaft und spricht die Sprache besser als

ihr Mann, womit er häufig im Alltag auf sie angewiesen sein wird. Für die Frauen im Aufnahmeland stellt die transnationale Partnerwahl daher eine Möglichkeit dar, zu mehr Macht innerhalb der Partnerschaft zu gelangen und gleichzeitig die eigene Herkunftsfamilie zufriedenzustellen, da eine solche Heirat auch eine Solidaritätsbekundung zum Herkunftsland der Familie ist.

Trotz der Popularität von Lievens Hypothese sind die bisher dazu durchgeführten empirischen Tests wenig überzeugend. Das liegt zum einen am Fehlen von Datensätzen, die adäquate Messinstrumente zur Überprüfung der Hypothese bieten. Transnationale Partnerschaften werden häufig mit Zensus-Daten untersucht (ebenso bei Lievens), die in der Regel keine Messinstrumente aus der Paarforschung enthalten. Zum anderen finden die Untersuchungen meistens in einem migrationssoziologischen Rahmen statt, so dass die Forschenden mit Konzepten und Messinstrumenten aus der Paarforschung wenig vertraut sind und entsprechende Informationen erst gar nicht erheben. Die Messung von Machtverhältnissen in Paarbeziehungen bedarf aber der Anwendung ebensolcher Instrumente. Solange die entsprechenden Daten fehlen, kann Lievens Hypothese daher nur mit indirekten Tests überprüft werden. Lievens selbst testet seine Annahme, indem er bei den Frauen eine positive Korrelation zwischen ihrem Bildungsgrad und der Wahrscheinlichkeit einer transnationalen Partnerwahl vorhersagt und anschließend empirisch nachweist. Die Validität seines Tests begründet er damit, dass er vor allem bei den gebildeten Frauen Bestrebungen vermutet, mehr Macht innerhalb der Partnerschaft zu erlangen. Gonzales-Ferrer (2005), auf Basis von SOEP-Daten (Sozio-oekonomisches Panel), kann ebenfalls einen solchen Zusammenhang bei türkischstämmigen Frauen in Deutschland nachweisen. Die Hilfhypothese, auf die dieser indirekte Test basiert, ist jedoch nicht unproblematisch. Wünschen sich wirklich nur Frauen mit hoher Bildung weniger Subordinanz gegenüber dem eigenen Mann und seiner Familie? Außerdem, könnten nicht andere Erklärungen für den positiven Zusammenhang zwischen Bildung und der Wahrscheinlichkeit einer transnationalen Partnerwahl bei Frauen in Frage kommen? Weiter unten wird ein weiterer indirekter Test vorgestellt, der nicht auf den absoluten Bildungsgrad der Frau basiert, sondern auf der Relation zwischen ihrem Bildungsgrad und dem ihres Ehemannes aus der Türkei. Ebenso wird auf Alter als weiteres Merkmal rekuriert, das in jedem Datensatz verfügbar sein sollte.

Schließlich können die Gründe für eine transnationale Partnerwahl struktureller Natur sein. Wenn nicht nur auf einem Partnermarkt, nämlich dem des Aufnahmelandes, sondern zusätzlich auf dem Partnermarkt des Herkunftslandes gesucht wird, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Partner oder eine Partnerin gefunden wird. Diese Ausweitung der Suche auf den Partnermarkt des Herkunftslandes erscheint umso erforderlicher, je ungünstiger die Gelegenheitsstrukturen sind, im Aufnahmeland eine Partnerin oder einen Partner zu finden, z. B. wenn eine Person nicht an wichtigen Teilheiratsmärkten wie dem Bildungssystem oder dem Arbeitsmarkt partizipiert. Ganz gleich, ob die Gründe für eine transnationale Partnerwahl struktureller Natur sind oder ob familiäre und individuelle Präferenzen eine größere Rolle spielen, sollte eine Beteiligung der Familie an der Partnerwahl für die Realisierung einer transnationalen Ehe in vielen Fällen unerlässlich sein. Die im Aufnahmeland geborenen oder in einem

jungen Alter zugewanderten Kinder von Migrierten haben wenig oder gar keine Möglichkeiten gehabt, im Herkunftsland soziale Netzwerke aufzubauen. Die Eltern und andere ältere Familienmitglieder müssen daher eine Brückenfunktion übernehmen und einen Zugang zum Partnermarkt im Herkunftsland schaffen. Da sie vor allem in den eigenen sozialen Netzwerken suchen werden, steigt die Chance, dass der Partner oder die Partnerin über eine hohe Familienkompatibilität verfügt. Bei konservativ eingestellten Personen, die ihre Partnersuche auf das Herkunftsland ausweiten möchten, kommt hinzu, dass sie aufgrund der Geschlechtersegregation einen nur eingeschränkten Zugang zum Partnermarkt haben. Auch hier ist die Person darauf angewiesen, dass zunächst ein Familienmitglied den ersten Kontakt zu potentiellen Partnerinnen oder Partnern übernimmt. Wegen der geographischen Distanz ist es zudem aufwändiger, Informationen über die Heiratskandidatinnen und -kandidaten zu akquirieren. Daher ist es umso wichtiger, auf verlässliche Informationsnetzwerke im Herkunftsland zurückgreifen zu können.

Angesichts der hohen Prävalenz von transnationalen Partnerschaften in europäischen Ländern hat es in den letzten fünfzehn Jahren eine Reihe von Untersuchungen zu deren Determinanten gegeben. Überwiegend werden dabei Merkmale der Personen im Aufnahmeland untersucht, wie z. B. Einstellungen (Baykara-Krumme und Fuß 2011), Religiosität (Carol et al. 2014) und andere sozioökonomische Faktoren (Kalter und Schroedter 2010; Hooghiemstra 2001). Einige der Untersuchungen berücksichtigen auch makrostrukturelle Variablen wie Größe und Geschlechteranteile der ethnischen Gruppe im Aufnahmeland (González-Ferrer 2005) oder institutionelle Regelungen wie länderspezifische Immigrationengesetzgebungen (Carol et al. 2014). Bisher findet sich jedoch nur eine Studie mit quantitativen Daten, in der versucht wird, auch die Rolle der Familie bei der transnationalen Partnerwahl zu beleuchten (Milewski und Hamel 2010). Auf Basis einer kleinen Fallzahl von Türkischstämmigen in Frankreich (N=167, davon 80 Fälle mit einer transnationalen Partnerschaft) wird darin die Häufigkeitsverteilung dreier Merkmale aufgelistet. Dabei zeigt sich, dass jede vierte transnationale Partnerschaft zwischen Verwandten stattfindet, dass bei über einem Drittel dieser Partnerschaften die Eltern dazu ermutigt haben („encouraged marriage“) und die Eltern signifikant häufiger als bei den anderen beiden Partnerschaftstypen (mit gleichethnischer Person aus dem Aufnahmeland; mit autochthoner Person) mit der Partnerschaft zufrieden sind.

Ausgehend von dieser dünnen Befundlage liefert die Untersuchung von Abdul-Rida und Baykara-Krumme (2016) wichtige Erkenntnisse zur Rolle familiärer Netzwerke bei der transnationalen Partnerwahl und trägt damit insgesamt zu einem besseren Verständnis transnationaler Partnerschaftsmuster bei. Die verwendeten Daten stammen aus einer Befragung aus dem Jahr 2010 und 2011, an der 1992 Familien aus vier Regionen der Türkei (Acıpayam, Akcaabat, Emirdag, Kulu, Sarkısla) teilgenommen haben (Guveli et al. 2016).

Bei der Erhebung der Daten musste das Quota erfüllt werden, dass vier Fünftel der Familien ein männliches Mitglied haben muss, das zwischen 1920 und 1945 geboren und zwischen 1961 und 1974 nach Westeuropa migriert ist und mindestens fünf Jahre dort gelebt hat. Dabei spielte es keine Rolle,

ob dieses Familienmitglied zum Zeitpunkt der Befragung noch lebte. Ein Fünftel der Familien in der Stichprobe diente als Kontrollgruppe und musste ebenfalls ein männliches Mitglied haben, das zwischen 1920 und 1945 geboren ist, jedoch in der Türkei geblieben ist.

Für jede Region wurden per Klumpen-Stichprobe auf Basis der Adressregister des Türkischen Statistikinstituts 100 primäre Auswahlseinheiten gezogen. In jeder dieser Auswahlseinheit wurde dann, beginnend mit einer zuvor spezifizierten Adresse, das *random walk*-Verfahren angewandt und bei jedem zweiten Haus geklopft, wenn die Bevölkerung 1000 Personen oder mehr umfasste und bei jedem Haus, wenn die Bevölkerung weniger als 1000 Personen umfasste. Es wurde solange geklopft, bis vier Migrantenfamilien (also den im vorangegangenen Absatz beschriebenen Kriterien entsprechend) identifiziert wurden. Danach sollten die Interviewenden eine Nicht-Migrantenfamilie finden. Das *random walk*-Verfahren wurde beendet, sobald 60 Familien gescreent wurden oder acht Familien zur Kooperation eingewilligt haben.

Bei den Interviews wurden Informationen zum männlichen Familienmitglied, das zwischen 1920 und 1945 geboren und zwischen 1961 und 1974 ausgewandert bzw. in der Türkei geblieben ist, erhoben, sowie zu seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln. Innerhalb dieser vier Generationen dienten zwei Personen als Proxy-Informantinnen, die die Interviewfragen zu den restlichen Personen im Stammbaum beantworteten. Mit einem Teil des Familienstammbaums wurden zusätzlich persönliche Interviews durchgeführt. Insgesamt lagen am Ende der Erhebungsphase Proxy-Informationen zu knapp 20.000 Personen und Informationen aus persönlichen Interviews zu knapp 6000 Personen vor. Abdul-Rida und Baykara-Krumme (2016) haben sich bei ihrer Untersuchung hauptsächlich auf Proxy-Informationen gestützt, um eine genügend große Fallzahl für die Analysen zu erhalten. Insgesamt konnten sie im Datensatz knapp 700 Personen identifizieren, die im Zuge einer transnationalen Partnerwahl von der Türkei nach Westeuropa emigriert sind.

Die Befunde zeigen, dass die transnationale Partnerwahl häufig familienvermittelt stattfindet. 63 % der Frauen und 58 % der Männer in einer transnationalen Ehe geben an, dass die Familie an der Partnerwahl beteiligt war.¹ Außerdem findet jede dritte transnationale Ehe zwischen Verwandten statt, im Vergleich zu etwa jeder fünften Ehe bei denjenigen, die in der Türkei geheiratet und geblieben sind. Dank des Erhebungsdesigns lässt sich darüber hinaus empirisch darlegen, wie das familiäre Netzwerk die strukturellen Bedingungen für eine transnationale Partnerwahl schafft. Der Datensatz erlaubt dabei nicht nur die Untersuchung von Effekten, die von Mitgliedern der Kernfamilie ausgehen (Geschwister oder Eltern), sondern es können auch Mitglieder des erweiterten

¹ Die Frage bezog sich aber auf die traditionelle Eheanbahnung (*görücü usulü*), die einem relativ ritualisierten Ablaufschema folgt, das u. a. wiederholte gegenseitige Besuche beider Familien vorsieht (vgl. Hortacsu 2003 für eine anschauliche Beschreibung). Eine Differenzierung nach den drei eingangs genannten Typen der familialistischen Partnerwahl ist darauf basierend nicht möglich, denn es wird nicht danach gefragt, ob der Partnervorschlag von der Familie gemacht wurde oder die Person einen Kandidaten oder eine Kandidatin im Sinn hatte und daraufhin die eigene Herkunftsfamilie um Einverständnis gefragt und um Initiierung des Partnerwahlprozesses bat. Es wird auch nicht danach gefragt, ob die Familie allein entschieden hat oder zusammen mit der Person. Eine entsprechende Differenzierung hätte bestimmt den stärkeren Einfluss der Familie bei der Partnerwahl der Frauen deutlicher zutage treten lassen.

Verwandtschaftsnetzwerks aus bis zu vier Generationen innerhalb des Familienstammbaums berücksichtigt werden.

Bei der theoretischen Modellierung der Effekte bestand die Herausforderung darin, Annahmen aus der Partnerforschung mit Annahmen aus der netzwerkorientierten Migrationsforschung zu verknüpfen. Letztere nimmt seit den 1990er Jahren, angeregt durch die Arbeiten von Massey (Massey und España 1987; Massey 1990; Massey 1987; Massey et al. 1993), einen wichtigen Platz in der Forschung zu den Determinanten von Migration ein. Eine zentrale These lautet dabei, dass die Migrationswahrscheinlichkeit einer Person steigt, wenn sich Mitglieder ihres sozialen Netzwerks bereits im Zielland aufhalten. Diese Netzwerkmitglieder können dabei helfen, Migrationsbarrieren zu senken, indem sie Informationen über die Situation im Zielland liefern, z. B. über die Verdienstmöglichkeiten, die Erfolgsaussichten bei der Arbeitsplatzsuche oder bei der Erlangung einer Aufenthaltserlaubnis. Zuvor unbekannte Faktoren werden dadurch zu berechenbaren Größen bei der Abwägung der Kosten und Nutzen einer Migration. Die Netzwerkmitglieder im Zielland können aber auch direkte Unterstützung anbieten, z. B. bei der Arbeitssuche, bei Behördengängen, beim Erlernen der Sprache etc. Unter Bezugnahme auf das Konzept des Sozialkapitals (Loury 1977; Bourdieu 1983; Coleman 1988) ließe sich daher auch von migrationsspezifischem Sozialkapital sprechen, das von den Netzwerkmitgliedern im Zielland ausgeht.

Die beschriebenen Effekte sollten umso stärker ausfallen, je stärker die Bindung zu den Netzwerkmitgliedern im Zielland ist, d. h. bereits migrierte Verwandte steigern die Migrationswahrscheinlichkeit einer Person in höherem Maße als emigrierte Freunde, von denen wiederum ein stärkerer Einfluss ausgeht als von Bekannten (Massey et al. 1993: 460). Außerdem spielt die „Qualität“ des migrationsspezifischen Sozialkapitals eine Rolle, z. B. hat ein Bruder, der sich seit zehn Jahren im Zielland aufhält, einen stärkeren positiven Einfluss auf die Migrationswahrscheinlichkeit einer Person als ein Bruder, der erst kürzlich migriert ist (ebd.).

Abdul-Rida und Baykara-Krumme (2016) verwenden diese Annahmen über Netzwerkeffekte erstmals zur Erklärung von Migration, die im Zuge einer transnationalen Partnerwahl stattfindet. Die Anwendung auf diesen speziellen Fall bedarf sowohl der Spezifizierung als auch Ergänzung der Erklärungsmechanismen. Bei der transnationalen Partnerwahl wirken soziale Netzwerke nicht nur, indem sie Informationen über die sozioökonomischen Bedingungen im Zielland übermitteln oder indem sie Unterstützung bei der Überwindung von bürokratischen und anderen Migrationshürden bieten. Sie liefern auch Informationen über potentielle Partnerinnen oder Partner und schaffen damit einen Zugang zum Partnermarkt im Zielland. Netzwerkmitglieder im Zielland können aber selbst potentielle Partner oder Partnerinnen sein, sofern es sich nicht um Geschwister oder andere Familienmitglieder handelt, die in das Inzest-Tabu fallen. Die emigrierten Netzwerkmitglieder konstituieren somit einen Teil des Partnermarktes im Zielland, der für die Netzwerkmitglieder im Herkunftsland besonders leicht zugänglich ist und schaffen darüber hinaus durch ihre Mediatorrolle Zugang zu weiteren Teilen des Zielland-Partnermarktes.

Außerdem sollte nicht nur die Enge der Beziehung zwischen der Person im Zielland und der Person im Herkunftsland eine Rolle spielen (Familienmitglied, Freund/in, Bekannte/r), sondern auch das Migrationsmotiv der Ziellandperson und damit zusammenhängend die spezifischen Migrationserfahrungen, die sie an die Person im Herkunftsland weitergeben kann. Der allgemeine Zusammenhang sollte hier lauten, dass bereits emigrierte Netzwerkmitglieder mit bestimmten Migrationsmotiven bei den Personen im Herkunftsland ebendiese Migrationsmotive deutlicher stärken als emigrierte Netzwerkmitglieder mit anderen Migrationsmotiven. Das bedeutet für den hier interessierenden Sachverhalt, dass Netzwerkmitglieder, die im Zuge einer transnationalen Partnerwahl nach Europa gewandert sind, die Wahrscheinlichkeit einer solchen Migration bei den im Herkunftsland verbliebenen Mitgliedern mehr steigern als Netzwerkmitglieder, die aus anderen Motiven emigriert sind (z. B. zwecks Arbeitsaufnahme).

Zur Überprüfung der Netzwerkeffekte bilden Abdul-Rida und Baykara-Krumme (2016) vier Netzwerkindikatoren, die die Größe verschiedener Netzwerke von Ego ein Jahr vor seiner oder ihrer Heirat messen, um dann mit Hilfe von Regressionsverfahren einen linearen Effekt zwischen der Größe des jeweiligen Netzwerks und der Chance einer transnationalen Partnerwahl von Ego zu testen. Der erste Indikator misst den Anteil der nach Europa migrierten oder in Europa geborenen Personen aus Egos Familiennetzwerk, wobei nur Personen gezählt wurden, die *nicht* im Zuge einer transnationalen Partnerwahl gewandert sind. Außerdem wurden nur Personen berücksichtigt, die zum Zeitpunkt von Egos Hochzeit mindestens 16 Jahre jung waren, was auf der Annahme basiert, dass die Partnermarktaktivitäten von jüngeren Personen relativ überschaubar sein sollten und sie daher kaum relevante Informationen zu Heiratskandidatinnen oder -kandidaten beitragen können. Angesichts ihres jungen Alters fehlt ihnen außerdem der soziale Status, um als Mediatoren und Heiratsvermittler aufzutreten.

Ein zweiter Indikator misst den Anteil der migrierten Personen aus Egos Abstammungsregion. Die Auswahlkriterien waren die Gleichen wie beim ersten Indikator mit dem Unterschied, dass nur Personen, die nicht zu Egos Familiennetzwerk, aber aus derselben Region stammen, gezählt wurden. Der dritte und vierte Indikator sind spezifischer in Bezug auf das Migrationsmotiv der Netzwerkmitglieder, denn sie messen den Anteil der Personen, die im Zuge einer transnationalen Partnerwahl migriert sind, jeweils innerhalb Egos Familiennetzwerk und ihrer bzw. seiner Abstammungsregion.

Die Befunde aus den multivariaten Analysen bestätigen, dass die Hypothesen über den Einfluss von sozialen Netzwerken auf die Migrationsentscheidung auch für die transnationale Partnerwahl eine große Erklärungskraft aufweisen. Beide Indikatoren für das Familiennetzwerk (Familienmitglieder mit transnationaler Partnerwahl/mit anderen Migrationsmotiven) erweisen sich als höchst signifikant, wobei sich die Effektstärken beider Variablen voneinander unterscheiden. Bei der logistischen Regression steigt die Chance einer transnationalen Partnerwahl mit jedem zusätzlichen Prozent von Heiratsmigrierten im Familiennetzwerk um 7 % an. Das ist knapp das Sechsfache von dem Anstieg,

der sich bei jedem zusätzlichen Anteilsprozent von Familienmitgliedern mit anderen Migrationsmotiven ereignet (1,3 %). Das bestätigt die Annahme, dass es auf den Typ von Migrationskapital ankommt und bestimmte Migrationsmotive eher durch die Migration von Netzwerkmitgliedern mit ebensolchen Motiven befördert werden als durch Netzwerkmitglieder, die aus anderen Gründen emigriert sind. In zukünftigen Untersuchungen kann diese Annahme für andere Migrationsmotive überprüft werden, z. B. wäre anzunehmen, dass Arbeitsmigration stärker durch Netzwerkmitglieder begünstigt wird, die selber aus diesem Grund gewandert sind, als durch Heiratsmigranten oder -migrantinnen.

Die Emigration von Nicht-Familienangehörigen aus derselben Abstammungsregion scheint dagegen kein Katalysator für die transnationale Partnerwahl zu sein. Bei einem der beiden verwendeten Indikatoren zeigt sich sogar ein schwacher Effekt in die entgegengesetzte Richtung. Demzufolge sinkt die Wahrscheinlichkeit einer transnationalen Partnerwahl, je höher der Anteil von Personen in derselben Region ist, die mit diesem Motiv migriert sind. Eine mögliche Erklärung für diesen doch überraschenden Befund könnte lauten, dass vorangegangene Heiratsmigration zwar die Intention für eine transnationale Partnerwahl steigert, gleichzeitig aber zu einer Verknappung von potentiellen Partnern oder Partnerinnen im Zielland führt, wodurch es schwerer wird, die Intention in Handeln umzusetzen.

Die Ergebnisse weisen vor allem auf die herausragende Rolle von Migrationserfahrungen innerhalb des Familiennetzwerks für die Initiierung und Perpetuierung von Migrationsströmen hin und dass solche Erfahrungen von Nicht-Familienangehörigen eine viel geringere oder gar keine Rolle spielen. Zukünftige Untersuchungen sollten nach der Beziehungsstärke zu den Migrierten, die nicht zur Familie gehören, differenzieren, da es theoretisch einen Unterschied macht, ob es sich um Freunde, Bekannte oder fremde Personen aus derselben Abstammungsregion handelt. Bei den Migrierten aus dem Familiennetzwerk kann aber ebenfalls nach der Beziehungsstärke differenziert werden, entweder durch indirekte Indikatoren wie den Verwandtschaftsgrad (Geschwister, Eltern, Tanten, Onkel, Kusinen etc.) oder durch direkte Messungen wie Fragen nach der Enge der Beziehung oder der Kontakthäufigkeit zur migrierten Person.

Abdul-Rida und Baykara-Krumme (2016) haben sich auch mit der Hypothese von Lievens (1999) beschäftigt, die weiter oben eingehend diskutiert wurde. Anders als Lievens haben sie die Hypothese nicht lediglich anhand des Bildungsgrades der Person im Zielland, also des „importierenden“ Partners oder der Partnerin, getestet. Stattdessen haben sie die Ähnlichkeit (Homogamie) und Unterschiedlichkeit (Heterogamie) der Bildungsgrade beider Partner analysiert. Vorausgesetzt, dass Lievens Hypothese wahr ist, sollten Frauen, die ihren Partner aus der Türkei holen, häufiger als Frauen in anderen Partnerschaften, eine höhere Bildung aufweisen als der Ehemann. Das lässt sich damit begründen, dass Bildung eine wichtige Ressource darstellt und folglich eine niedrigere Bildung des Mannes seine Abhängigkeit von der Frau steigert, womit es eher zu einer Umkehrung der traditionellen Machtverhältnisse kommt, was nach Lievens das Ziel vieler Frauen ist, die ihren Partner

aus dem Herkunftsland holen. Das gleiche Muster wäre auch beim Alter zu erwarten, da mit steigendem Alter die Lebenserfahrung zunimmt, was ebenfalls eine wichtige Ressource sein kann. Beide Muster bestätigen sich in den Analysen von Abdul-Rida und Baykara-Krumme (2016). Bei den transnationalen Partnerschaften mit migrierten Männern ist die Frau in jedem fünften Fall (21 %) gebildeter als ihr Mann, im Vergleich zu 7 bis 12 % unter den Paaren, die in der Türkei geblieben sind. Beim Alter beträgt der Unterschied 13 zu 6 %, wobei sich der höhere Egalitarismus auch darin zeigt, dass bei 33 % der Paare mit migriertem Mann beide Partner das gleiche Alter haben, im Vergleich zu 22 % bei den Paaren in der Türkei.

Bei den transnationalen Partnerschaften mit migrierter Ehefrau sind die Muster hingegen ähnlich, wenn nicht sogar traditioneller als bei den Paaren in der Türkei. Bei jeder zweiten (48 %) transnationalen Partnerschaft mit migrierter Ehefrau ist der Ehemann gebildeter, im Vergleich zu 37 % bei den Paaren in der Türkei. Hinsichtlich des Alters sind die Muster beider Gruppen fast identisch. Bei drei Viertel (75 %) der transnationalen Partnerschaften ist die migrierte Ehefrau jünger als ihr Mann, im Vergleich zu 71 % bei den Paaren in der Türkei. Die Befunde liefern damit eine weitere Bestätigung von Lievens Hypothese, diesmal jedoch mit einem härteren Indikator, der die Ressourcenausstattung beider Partner in den Blick nimmt und damit erst Aussagen über die Machtverhältnisse innerhalb der Beziehung möglich macht. Für eine noch validere Überprüfung der Lievens-Hypothese müsste die Machtverteilung mit direkte(re)n Messinstrumenten erfasst werden. Zukünftige Untersuchungen können hier auf ein großes Repertoire an entsprechenden Items und Skalen aus der Paarforschung zurückgreifen.

8. Zusammenfassung und Ausblick

In vielen Gesellschaften spielen familiäre Netzwerke für ihre Mitglieder eine größere Rolle bei der Maximierung von physischem Wohlbefinden und sozialer Anerkennung als in westlichen Industriegesellschaften. Daher stellt sich die Frage, ob und wie sich die Bedeutung von familiären Netzwerken wandelt, sobald Personen von einer familialistischen in eine individualistisch geprägte westliche Gesellschaft migrieren. Abdul-Rida (2016a; 2016b; Abdul-Rida und Baykara-Krumme 2016) hat sich dieser Frage durch die Untersuchung der familiären Rolle bei der Partnerwahl und Partnerschaft von Personen aus türkischstämmigen Migriertenfamilien genähert.

Die Ergebnisse verweisen in mehrfacher Hinsicht auf eine auch in der Migrationssituation relativ starke Einbettung des Individuums in sein familiäres Netzwerk. Ein Ausdruck davon ist u. a. die weite Verbreitung der familialistischen Partnerwahl noch bei Türkischstämmigen der zweiten Generation, also die in Deutschland geboren oder im Kindesalter zugewandert sind. Die grundsätzliche Überlegenheit und die höhere Attraktivität des individualistischen Lebensstils, wie es das Entwicklungsideal suggeriert, kann durch solche Befunde angezweifelt werden. Offenbar gibt es auch in einer hochgradig industrialisierten und urbanen Gesellschaft Situationen, in denen familialistisches

Handeln als die attraktivere von beiden Option erscheint. Ein Befund aus Abdul-Rida (2016b) zeigt dabei anschaulich, dass die Entscheidung für familialistisches Handeln eine bewusste Entscheidung *gegen* individualistisches Handeln ist und nicht das Resultat von Unkenntnis über letztere der beiden Optionen darstellt. Es geht um den Befund, dass die Anzahl autochthoner Freunde keinen Effekt auf die Form der Partnerwahl hat, obgleich häufige Interaktionen mit Autochthonen das Wissen über den individualistischen Lebensstil und die Partnerwahl signifikant steigern sollten.

Es ist fraglich, ob es in westlichen Gesellschaften jemals eine Epoche gegeben hat, in der Individuen in gleichem Maße in Familiennetze integriert waren und Nutzen daraus gezogen haben wie das bis heute in vielen familialistischen Gesellschaften der Fall ist. Bereits Jahrhunderte vor der Industrialisierung haben die strukturellen Bedingungen Nordwesteuropas die Einbettung individuellen Handelns in den familiären Kontext sowie die Pflege und Aufrechterhaltung größerer Familiennetze erschwert (Thornton 2005). Aus dieser langen Tradition der Kernfamilie heraus mag der Mehrwert eines Handelns im Familienverbund schwer nachvollziehbar erscheinen. Hinzu gesellt sich die von der Modernisierungsforschung lange Zeit verbreitete und danach im Entwicklungsideal fortbestehende Annahme, dass Familialismus ein konstituierendes Merkmal vorindustrieller Gesellschaften ist und Individualismus das logische Resultat des Industrialisierungs- und Entwicklungsprozesses ist. Schließlich mag auch die wirtschaftliche und politische Vormachtstellung individualistischer Gesellschaften ihren Teil zur Gleichsetzung der beiden Dichotomien Familialismus vs. Individualismus und Rückständigkeit vs. Fortschrittlichkeit beigetragen haben. Aus dieser Perspektive erscheint eine Orientierung des eigenen Handelns an die Interessen und Ziele der Familiengemeinschaft und eine Abstimmung mit den anderen Familienmitgliedern als Bürde und Einschränkung der individuellen Freiheit.

Indem Abdul-Rida (2016a; 2016b; Abdul-Rida und Baykara-Krumme 2016) verschiedentlich zeigt, dass familialistische Handlungsmuster in einem individualistischen Kontext fortbestehen können und welcher Nutzen sich z. B. für Paarbeziehungen aus einer Einbettung in das Familiennetzwerk ergibt, kann das zu einer Neubewertung familialistischer Handlungsweisen aus westlicher Sicht beitragen und zu einer Aufweichung der vom Entwicklungsideal vorgegebenen Rahmung. Dabei können die Erkenntnisse aus solchen Untersuchungen mit Migriertenfamilien möglicherweise schon heute gewinnbringend bei der Untersuchung von autochthonen Familien in westlichen Gesellschaften angewandt werden. Angesichts der höheren Lebenserwartung und der damit einhergehenden Zunahme von Dreigenerationenfamilien in westlichen Ländern, erfahren Familienbeziehungen „beyond the nuclear family“ (Bengtson 2001) auch dort eine immer größere Bedeutung. Diese neuen strukturellen Bedingungen könnten daher dazu führen, dass Familien in individualistischen Gesellschaften immer häufiger Verhaltensmuster zeigen, die eher aus familialistischen Gesellschaften bekannt sind.

Eine relevante Frage, die es in zukünftigen Untersuchungen zu klären gilt, wäre die nach den Bedingungen, unter denen familialistisches Handeln die effizientere Strategie darstellt. Der Kontakt mit und die Sozialisation in einer individualistischen Gesellschaft scheinen zumindest kein

zwingender Einflussfaktor zu sein. Eine Hypothese wäre, dass familiäre Ressourcen für das Individuum an Wert steigen, je weniger Alternativen es hat. Als alternative Ressourcen kommen ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital, das auf Beziehungen außerhalb der Familie basiert, in Frage. Dazu passt Abdul-Ridas (2016b) Befund, dass die Chance einer familialistischen Partnerwahl sinkt, je höher eine Person gebildet ist, ebenso wie der Befund, dass häufige Freizeitaktivitäten außerhalb der Familie (die als Indikator für außerfamiliäres Sozialkapital betrachtet werden können) eine familialistische Partnerwahl unwahrscheinlicher machen. Insofern sollten sich die Vorteile eines familialistischen Lebensstils besonders in den ressourcenarmen Bevölkerungsschichten bemerkbar machen. Staatliche Absicherungssysteme vermögen das Fehlen ökonomischer Ressourcen zu kompensieren und damit eine Funktion zu übernehmen, die in familialistischen Gesellschaften dem familiären Netzwerk zukommt. Zur Bekämpfung von sozialer Armut bleiben familiäre Netzwerke dagegen das weitaus effizientere Mittel und der Wohlfahrtsstaat weitgehend wirkungslos.

Besonders für neu Zugewanderte, die ohne Sprachkenntnisse und mit wenig Wissen über die Institutionen und die kulturellen Codes des Aufnahmelandes einwandern, können familiäre Netzwerke zur unerlässlichen Ressource bei der Bewältigung des Alltages werden. Das schlägt sich auch in dem Befund nieder, dass die Migrationsentscheidung eher gefällt wird, je größer das Familiennetzwerk im Zielland ist (Abdul-Rida und Baykara-Krumme 2016). Wenn Migrierte im Aufnahmeland mit Diskriminierung und residentieller Segregation konfrontiert sind, bleibt das Familiennetzwerk auch lange nach der Migration der wichtigste Schutz vor sozialer Isolation. Durch die familialistische Partnerwahl kann zudem die Partnersuche deutlich effizienter gestaltet und auf den Partnermarkt des Herkunftslandes ausgeweitet werden (ebd.). Am Beispiel der Frauen, die ihren Partner aus der Türkei holen, zeigt sich zudem, wie vermeintlich „traditionelle“ Familienpraktiken zur Erreichung „moderner“ Ziele genutzt werden (ebd.).

Individuelles Handeln im familialistischen Kontext kann aber nur adäquat erfasst werden, wenn der empirisch-analytische Blick nicht individualistisch getrübt ist. Viele der verfügbaren Messinstrumente sind aus einer Tradition heraus entwickelt worden, in der die interessierende Handlung einer Person hauptsächlich von den Präferenzen und den Einstellungen dieser Person determiniert wird. Entsprechend gering ist die Erklärungskraft solcher Instrumente, wenn es um Handlungsentscheidungen geht, in denen sich die Einstellungen und Kosten-Nutzen-Abwägungen der ganzen Familie widerspiegeln. Zukünftige Untersuchungen der Determinanten der familialistischen Partnerwahl sollten folglich auch Merkmale der Eltern und anderer Familienmitglieder mit einbeziehen. Ebenso kommen Forschende nicht umhin, den Blick über die Paardyade hinaus zu erweitern, wenn es darum geht, Paarbeziehungen in familialistischen Kontexten zu untersuchen. Am Beispiel der Partnerschaftsqualität konnte Abdul-Rida (2016a) zeigen, wie der Einsatz von Messkonzepten, die auf einer individualistisch gerahmten Forschungskultur basieren, den Blick auf relevante Determinanten verdeckt und zu problematischen Schlussfolgerungen zuungunsten familialistischen Handelns führt. Erst der Einsatz globaler Indizes der Partnerschaftsqualität erlaubt

hier eine unvoreingenommene (oder zumindest weniger voreingenommene) Annäherung an den Untersuchungsgegenstand.

Multi-Actor-Surveys, in denen mehrere Mitglieder und Generationen derselben Familie befragt werden (Huinink et al. 2011), können wichtige Erkenntnisse zum besseren Verständnis von individuellem Handeln in familialistischen Kontexten liefern. Jedoch ist ein solches Survey-Design angesichts der höheren Kosten und des Mehraufwandes nicht immer möglich. Alternativ können Proxy-Informationen durch die Befragung einiger weniger Mitglieder über die restlichen Familienmitglieder eingeholt werden. Das hat wiederum den Nachteil, dass die Validität der eingeholten Informationen niedriger ist als bei einer direkten Befragung und dass „weiche“ Merkmale wie Einstellungen erst gar nicht über Proxy-Informanten oder Informationen erfragt werden können. Schließlich bietet auch die Netzwerkanalyse einen reichen Fundus an Instrumenten, mit denen sich eine Migrationsforschung ohne individualistischen *bias* betreiben ließe. Nauck und seine Kolleginnen (2001c; Nauck und Kohlmann 1999; Nauck, Kohlmann, und Diefenbach 1997; Nauck und Suckow 2006) haben einige Beispiele vorgelegt, wie eine solche Anwendung mit Migrationsfamilien aussehen kann. Seitdem haben aber kaum andere Migrationsforschende daran angeknüpft. Das könnte möglicherweise am hohen Anspruch liegen, der nicht nur mit der Erhebung solcher Daten, sondern auch mit deren Analyse und Darstellung verbunden ist.

9. Literaturverzeichnis

- Abdul-Rida, Chadi. 2016a. „Familialistische vs. individualistische Partnerwahl. Eine Untersuchung der Partnerschaftsqualität bei türkischstämmigen Personen.“ *Zeitschrift für Soziologie* 45 (4).
- . 2016b. „Familiärer Einfluss auf die Partnerwahl von türkischstämmigen Personen in Deutschland.“ *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 68 (1) (März): 139–162. doi:10.1007/s11577-015-0349-y.
- Abdul-Rida, Chadi, und Helen Baykara-Krumme. 2016. „Staying in Turkey or Marrying to Europe? Understanding Transnational Marriages from the Country-of-Origin Perspective.“ *European Sociological Review* (Juni 1). doi:10.1093/esr/jcw026. <http://esr.oxfordjournals.org/lookup/doi/10.1093/esr/jcw026>.
- Abu-Lughod, Lila. 1986. *Veiled Sentiments: Honor and Poetry in a Bedouin Society*. Berkeley: University of California Press.
- Allendorf, Keera. 2013. „Schemas of Marital Change: From Arranged Marriages to Eloping for Love.“ *Journal of Marriage and Family* 75 (2): 453–469. doi:10.1111/jomf.12003.
- Anderson, Siwan. 2007. „The Economics of Dowry and Brideprice.“ *The Journal of Economic Perspectives*: 151–174.
- Apostolou, Menelaos. 2010. „Sexual Selection Under Parental Choice in Agropastoral Societies.“ *Evolution and Human Behavior* 31 (1): 39–47. doi:10.1016/j.evolhumbehav.2009.06.010.
- Baykara-Krumme, Helen. 2010. „Die Berliner pairfam Studie - Ein Methodenbericht. Dokumentation der Vorstudie zur Befragung von Personen mit Migrationshintergrund im Rahmen des Familienpanels pairfam.“ 16. Arbeitspapier des Beziehungs- und Familienpanels. TU Chemnitz. http://www.pairfam.uni-bremen.de/uploads/tx_sibibtex/arbeitspapier_16p.pdf.
- Baykara-Krumme, Helen, und Daniel Fuß. 2011. „Heiratsmigration nach Deutschland: Determinanten der transnationalen Partnerwahl türkeistämmiger Migranten.“ *Zeitschrift für*

- Bevölkerungswissenschaft* 34 (1–2) (Februar 15): 135–163. doi:10.1007/s12523-010-0036-z.
- Becker, Birgit, und Nicole Biedinger. 2006. „Ethnische Bildungsungleichheiten zu Schulbeginn.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58 (4): 660–684.
- Becker, Gary S. 1991. *A Treatise on The Family*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Bengtson, Vern L. 2001. „Beyond the Nuclear Family: The Increasing Importance of Multigenerational Bonds.“ *Journal of Marriage and Family* 63: 1–16. doi:10.1111/j.1741-3737.2001.00001.x.
- Blood, Robert O. 1967. *Love Match and Arranged Marriage*. New York: Free Press.
- Boos-Nünning, Ursula, und Yasemin Karakaşoğlu. 2005. *Viele Welten leben: Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund*. Münster: Waxmann. <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung4/Pdf-Anlagen/viele-welten-lang,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>.
- Bourdieu, Pierre. 1983. „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital.“ In *Soziale Ungleichheiten*, herausgegeben von R Kreckel, 2:183–198. Soziale Welt, Sonderband.
- Bradbury, Thomas N., Frank D. Fincham, und Steven R. H. Beach. 2000. „Research on the Nature and Determinants of Marital Satisfaction: A Decade in Review.“ *Journal of Marriage and Family* 62 (4) (November): 964–980. doi:10.1111/j.1741-3737.2000.00964.x.
- Caldwell, John C. 1982. *Theory of Fertility Decline*. New York: Academic Press.
- Caldwell, John C, Palli Hanumantha Reddy, und Pat Caldwell. 1988. *The Causes of Demographic Change: Experimental Research in South India*. Madison, Wis.: University of Wisconsin Press.
- Carol, Sarah. 2016. „Like Will to Like? Partner Choice among Muslim Migrants and Natives in Western Europe.“ *Journal of Ethnic and Migration Studies* 42 (2) (Januar 26): 261–276. doi:10.1080/1369183X.2014.963037.
- Carol, Sarah, Evelyn Ersanilli, und Mareike Wagner. 2014. „Spousal Choice among the Children of Turkish and Moroccan Immigrants in Six European Countries: Transnational Spouse or Co-Ethnic Migrant?“ *International Migration Review* 48 (2) (Juni): 387–414. doi:10.1111/imre.12068.
- Çelikaksoy, Aycan, Helena Skyt Nielsen, und Mette Verner. 2006. „Marriage Migration: Just Another Case of Positive Assortative Matching?“ *Review of Economics of the Household* 4 (3) (September): 253–275. doi:10.1007/s11150-006-0006-3.
- Charsley, Katharine, Hrsg. 2012. *Transnational Marriage: New Perspectives from Europe and Beyond*. Routledge Research in Transnationalism 26. New York: Routledge.
- Coleman, James S. 1988. „Social Capital in The Creation of Human Capital.“ *American journal of sociology*: S95–S120.
- Diehl, Claudia, M. Friedrich, und A. Hall. 2009. „Young adults with immigrant background and their transition to the German system of vocational training. The role of preferences, resources, and opportunities.“ *Zeitschrift für Soziologie* 38 (1): 48–67.
- Eagly, Alice H. 1987. *Sex Differences in Social Behavior: A Social-Role Interpretation*. Hillsdale N. J.: Erlbaum.
- Eagly, Alice H., und Antonio Mladinic. 1989. „Gender Stereotypes and Attitudes Toward Women and Men.“ *Personality and Social Psychology Bulletin* 15 (4): 543–558.
- Emran, M. Shahe, Fenohasina Maret, und Stephen C Smith. 2009. „Education and Freedom of Choice: Evidence from Arranged Marriages in Vietnam. IIEP-WP-2009-15.“ Department of Economics, George Washington University.
- Fox, Greer Litton. 1975. „Love Match and Arranged Marriage in a Modernizing Nation: Mate Selection in Ankara, Turkey.“ *Journal of Marriage and Family* 37 (1): 180–193.
- Funk, Janette L., und Ronald D. Rogge. 2007. „Testing the Ruler with Item Response Theory: Increasing Precision of Measurement for Relationship Satisfaction with the Couples Satisfaction Index.“ *Journal of Family Psychology* 21 (4): 572–583. doi:10.1037/0893-3200.21.4.572.

- Ghimire, Dirgha J., William G. Axinn, Scott T. Yabiku, und Arland Thornton. 2006. „Social Change, Premarital Nonfamily Experience, and Spouse Choice in an Arranged Marriage Society.“ *American Journal of Sociology* 111 (4): 1181–1218.
- Glowsky, David. 2007. „Staatsbürgerschaft als Ressource bei der Heirat ausländischer Frauen. Eine Analyse mit Daten des Sozio-oekonomischen Panel.“ *Zeitschrift für Soziologie* 36 (4): 282–301.
- González-Ferrer, Amparo. 2005. „Who Do Immigrants Marry? Partner Choice Among Single Immigrants in Germany.“ *European Sociological Review* 22 (2) (Dezember 21): 171–185. doi:10.1093/esr/jci050.
- Goode, William J. 1970. *World Revolution and Family Patterns*. New York; London: The Free Press; Collier Macmillan.
- Goody, Jack. 1990. *The Oriental, the Ancient and the Primitive: Systems of Marriage and the Family in the Pre-industrial Societies of Eurasia*. Studies in Literacy, Family, Culture, and the State. Cambridge: Cambridge University Press.
- . 2000. *The European Family: An Historico-Anthropological Essay*. Making of Europe. Oxford; Malden, Mass: Blackwell Publishers.
- Gordon, Milton Myron. 1964. *Assimilation in American Life: The Role of Race, Religion, and National Origins*. New York: Oxford University Press. <http://site.ebrary.com/id/10142040>.
- Gündüz-Hoşgör, Ayşe, und Jeroen Smits. 2007. „The Status of Rural Women in Turkey: What is the Role of Regional Differences.“ In *From patriarchy to empowerment: Women's participation, movements, and rights in the Middle East, North Africa, and South Asia*, herausgegeben von Valentine Moghadam, 180–202. Syracuse N.Y.: Syracuse University Press.
- Guveli, Ayse, Harry B. G. Ganzeboom, Lucinda Platt, Bernhard Nauck, Helen Baykara-Krumme, Şebnem Eroğlu, Sait Bayrakdar, Efe K. Sözeri, und Niels Spierings. 2016. *Intergenerational Consequences of Migration*. London: Palgrave Macmillan UK. <http://link.springer.com/10.1057/9781137501424>.
- Hajnal, John. 1982. „Two Kinds of Preindustrial Household Formation System.“ *Population and Development Review* 8 (3): 449–494. doi:10.2307/1972376.
- Harris, Marvin. 1998. *Good to Eat: Riddles of Food and Culture*. Long Grove, Ill: Waveland Press.
- Hoffman, Lois W. 1977. „Changes in Family Roles, Socialization, and Sex Differences.“ *American Psychologist* 32 (8) (August): 644–657. pdh.
- Hooghiemstra, Erna. 2001. „Migrants, Partner Selection and Integration: Crossing Borders?“ *Journal of Comparative Family Studies* 32 (4): 601–626. doi:Article.
- Hortaçsu, Nuran. 2003. „Marriage in Turkey.“ In *Mate Selection across Cultures*, herausgegeben von Raeann R Hamon und Bron B Ingoldsby, 155–72. Thousand Oaks: Sage Publications.
- . 2007. „Family- Versus Couple-Initiated Marriages in Turkey: Similarities and Differences Over the Family Life cycle.“ *Asian Journal Of Social Psychology* 10: 103–116. doi:10.1111/j.1467-839X.2007.00217.x.
- Huinink, Johannes, Josef Brüderl, Bernhard Nauck, Sabine Walper, Laura Castiglioni, und Michael Feldhaus. 2011. „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam): Conceptual Framework and Design.“ *Zeitschrift für Familienforschung* 23 (1): 77–100.
- Huscek, Doreen, Helga AG de Valk, und Aart C. Liefbroer. 2012. „Partner Choice Patterns among the Descendants of Turkish Immigrants in Europe.“ *European Journal of Population* 28 (3): 241–268.
- Ilcan, Suzan M. 1994. „Marriage Regulation and the Rhetoric of Alliance in Northwestern Turkey.“ *Ethnology* 33 (4): 273–296. doi:10.2307/3773900.
- İlkkaracan, Pinar. 1996. „Domestic Violence and Family Life as Experienced by Turkish Immigrant Women in Germany.“ 3. Women for Women's Human Rights Reports. http://dl.dropbox.com/u/64736171/3_14.pdf.

- . 2000. „Exploring the context of women's sexuality in Eastern Turkey.“ In *Women and sexuality in Muslim societies*, herausgegeben von Pinar İlkkaracan, 229–244. Istanbul: Women for Women's Human Rights.
- Kalter, Frank, und Nadia Granato. 2007. „Educational Hurdles on the Way to Structural Assimilation in Germany.“ In *Unequal Chances: Ethnic Minorities in Western Labour Markets*, herausgegeben von Anthony F. Heath und Sin Yi Cheung, 271–319. Oxford, UK: Published for the British Academy by Oxford University Press.
- Kalter, Frank, und Julia H Schroedter. 2010. „Transnational marriage among former labour migrants in Germany.“ *Journal of Family Research* 22 (1): 11–36.
- Kavas, S., und A. Thornton. 2013. „Adjustment and Hybridity in Turkish Family Change: Perspectives from Developmental Idealism.“ *Journal of Family History* 38 (2): 223–241. doi:10.1177/0363199013482263.
- Kelek, Necla. 2006. *Die fremde Braut: Ein Bericht aus dem Inneren des türkischen Lebens in Deutschland*. München: Goldmann.
- . 2008. „Heirat ist keine Frage.“ In *Zwangsverheiratung in Deutschland*, herausgegeben von Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend, 83–98. Baden-Baden: Nomos-Verlag.
- Kertzer, David I. 1991. „Household History and Sociological Theory.“ *Annual Review of Sociology* 17: 155–179.
- Khoury, S. A., und D. Massad. 1992. „Consanguineous Marriage in Jordan.“ *American Journal of Medical Genetics* 43 (5): 769–775. doi:10.1002/ajmg.1320430502.
- Kibria, Nazli. 2009. „„Marry Into a Good Family“: Transnational Reproduction and intergenerational Relations in Bangladeshi American Families.“ In *Across Generations: Immigrant Families in America*, herausgegeben von Nancy Foner, 98–113. New York: New York University Press.
- Klaus, Daniela. 2008. *Sozialer Wandel und Geburtenrückgang in der Türkei: der „Wert von Kindern“ als Bindeglied auf der Akteursebene*. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90979-0>.
- Kristen, C. 2006. „Ethnische Diskriminierung in der Grundschule?“ *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58 (1): 79–97.
- Lewis, Robert A. 1973. „Social Reaction and the Formation of Dyads: An Interactionist Approach to Mate Selection.“ *Sociometry* 36 (3) (September 1): 409–418. doi:10.2307/2786342.
- Lewis, Robert A, und Graham B Spanier. 1979. „Theorizing About the Quality and Stability of Marriage.“ In *Contemporary Theories About the Family*, herausgegeben von Wesley R Burr, Reuben Hill, F. Ivan Nye, und Ira L Reiss, 268–294. New York: The Free Press.
- Lievens, John. 1999. „Family-Forming Migration from Turkey and Morocco to Belgium: The Demand for Marriage Partners from the Countries of Origin.“ *International Migration Review* 33 (3): 717–744.
- Loury, Glenn. 1977. „A Dynamic Theory of Racial Income Differences.“ *Women, minorities, and employment discrimination* 153: 86–153.
- Marlowe, Frank W. 2004. „Marital Residence among Foragers.“ *Current Anthropology* 45 (2): 277–284. doi:10.1086/382256.
- Massey, Douglas S. 1987. „Understanding Mexican Migration to the United States.“ *American Journal of Sociology* 92 (6): 1372–1403. doi:10.2307/2779841.
- . 1990. „Social structure, household strategies, and the cumulative causation of migration.“ *Population index*: 3–26.
- Massey, Douglas S., Joaquin Arango, Graeme Hugo, Ali Kouaouci, Adela Pellegrino, und J. Edward Taylor. 1993. „Theories of International Migration: A Review and Appraisal.“ *Population and Development Review* 19 (3): 431–466. doi:10.2307/2938462.
- Massey, Douglas S., und Felipe García España. 1987. „The Social Process of International Migration.“

- Science* 237 (4816) (August 14): 733–738. doi:10.1126/science.237.4816.733.
- Milewski, Nadja. 2010. *Fertility of Immigrants: A two-generational approach in Germany*. Demographic Research Monographs. Berlin, Heidelberg: Springer. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-642-03705-4>.
- Milewski, Nadja, und Christelle Hamel. 2010. „Union Formation and Partner Choice in a Transnational Context: The Case of Descendants of Turkish Immigrants in France.“ *International Migration Review* 44 (3): 615–658. doi:Article.
- Muñoz, Marie-Claude. 1999. „Epouser au pays, vivre en France.“ *Revue européenne de migrations internationales* 15 (3): 101–123. doi:10.3406/remi.1999.1694.
- Murdock, George P., und Caterina Provost. 1973. „Factors in the Division of Labor by Sex: A Cross-cultural Analysis.“ *Ethnology*: 203–225.
- Nauck, Bernhard. 1997. „Migration and Intergenerational Relations: Turkish Families at Home and Abroad.“ In *Multiculturalism in North America and Europe: Comparative perspectives on interethnic relations and social incorporation*, herausgegeben von Wlesowod W Isajiw, 435–465. Toronto: Canadian Scholars Press.
- . 2001a. „Generationenbeziehungen und Heiratsregimes. Theoretische Überlegungen zur Struktur von Heiratsmärkten und Partnerwahlprozessen am Beispiel der Türkei und Deutschland.“ In *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*, herausgegeben von Thomas Klein, 35–55. Opladen: Leske + Budrich.
- . 2001b. „Der Wert von Kindern für ihre Eltern.“ *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53 (3): 407–435. doi:10.1007/s11577-001-0073-7.
- . 2001c. „Social Capital, Intergenerational Transmission and Intercultural Contact in Immigrant Families.“ *Journal of Comparative Family Studies* 32 (4): 465–488. doi:10.1023/A:1010600000000.
- . 2008. „Binationale Paare.“ In *Handbuch persönliche Beziehungen*, herausgegeben von Karl Lenz und Frank Nestmann, 695–714. Weinheim: Juventa.
- Nauck, Bernhard, und Annette Kohlmann. 1999. „Kinship as Social Capital: Network Relationships in Turkish Migrant Families.“ In *New qualities in the lifecourse. Intercultural aspects*, herausgegeben von Rudolf Richter und Sylvia Supper, 199–218. Würzburg: Ergon Verlag.
- Nauck, Bernhard, Annette Kohlmann, und Heike Diefenbach. 1997. „Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 49 (3): 477–499.
- Nauck, Bernhard, und Jana Suckow. 2006. „Intergenerational Relationships in Cross-Cultural Comparison: How Social Networks Frame Intergenerational Relations Between Mothers and Grandmothers in Japan, Korea, China, Indonesia, Israel, Germany, and Turkey.“ *Journal of Family Issues* 27 (8): 1159–1185. doi:10.1177/0192513X06288125.
- Norton, Robert. 1983. „Measuring Marital Quality: A Critical Look at the Dependent Variable.“ *Journal of Marriage and the Family*: 141–151.
- Okin, Susan Moller. 1995. „Inequalities Between the Sexes in Different Cultural Contexts.“ In *Women, culture, and development: A study of human capabilities*, herausgegeben von Martha Craven Nussbaum und Jonathan Glover, 274–297. New York: Oxford University Press.
- Ormel, Johan, Siegwart Lindenberg, Nardi Steverink, und Lois M. Verbrugge. 1999. „Subjective Well-Being and Social Production Functions.“ *Social Indicators Research* 46 (1) (Januar 1): 61–90.
- Reniers, Georges. 1999. „On the History and Selectivity of Turkish and Moroccan Migration to Belgium.“ *International Migration* 37 (4): 679–713. doi:10.1111/1468-2435.00090.
- Röder, Antje. 2014. „Explaining Religious Differences in Immigrants’ Gender Role Attitudes: The Changing Impact of Origin Country and Individual Religiosity.“ *Ethnic and Racial Studies* 37 (14) (Dezember 6): 2615–2635. doi:10.1080/01419870.2013.854919.

- Röder, Antje, und Peter Mühlau. 2014. „Are They Acculturating? Europe’s Immigrants and Gender Egalitarianism.“ *Social Forces* 92 (3) (März 1): 899–928. doi:10.1093/sf/sot126.
- Schroedter, Julia H. 2013. *Ehemuster von Migranten in Westdeutschland*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-658-00627-3>.
- Schroedter, Julia H, und Frank Kalter. 2008. „Binationale Ehen in Deutschland. Trends und Mechanismen der sozialen Assimilation.“ In *Migration und Integration. Sonderheft 48 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 350–379. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schrötte, Monika. 2008. „Zwangsverheiratung, Gewalt und Paarbeziehungen von Frauen mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland – Differenzierung statt Polarisierung.“ In *Zwangsverheiratung in Deutschland*, herausgegeben von Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend (BMFSFJ), 1. Aufl., Stand: April 2007, Nachdr., 145–166. Baden-Baden: Nomos-Verl.
- Schwarzer, Alice. 2002a. „Die falsche Toleranz.“ In *Die Gotteskrieger und die falsche Toleranz*, herausgegeben von Alice Schwarzer, 9–19. KiWi 683. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- . 2002b. „Der Fall Ludin.“ In *Die Gotteskrieger und die falsche Toleranz*, herausgegeben von Alice Schwarzer, 129–137. KiWi 683. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- . 2002c. „Tage in Teheran.“ In *Die Gotteskrieger und die falsche Toleranz*, herausgegeben von Alice Schwarzer, 173–181. KiWi 683. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Segeritz, Michael, Oliver Walter, und Petra Stanat. 2010. „Muster des schulischen Erfolgs von jugendlichen Migranten in Deutschland: Evidenz für segmentierte Assimilation?“ *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 62 (1) (März 1): 113–138.
- Skopek, Jan, Florian Schulz, und Hans-Peter Blossfeld. 2009. „Partnersuche im Internet.“ *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 61 (2) (Juni 25): 183–210. doi:10.1007/s11577-009-0050-0.
- Statistisches Bundesamt. 1976. *Statistisches Jahrbuch 1975 für die Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart und Mainz: W. Kohlhammer.
- . 1986. *Statistisches Jahrbuch 1985 für die Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart und Mainz: W. Kohlhammer.
- . 1996. *Statistisches Jahrbuch 1996 für die Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Metzler Poeschl.
- . 2006. *Statistisches Jahrbuch Deutschland 2006*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/StatistischesJahrbuch_AeltereAusgaben.html;jsessionid=6596847BD9973ED65BE46B700BAA314A.cae1.
- . 2015. *Statistisches Jahrbuch Deutschland und Internationales 2015*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Strassburger, Gaby. 2003. *Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschliessungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft*. Würzburg: Ergon.
- Thornton, Arland. 2001. „The developmental paradigm, reading history sideways, and family change.“ *Demography* 38 (4): 449–465. doi:10.2307/3088311.
- . 2005. *Reading History Sideways: The Fallacy and Enduring Impact of the Developmental Paradigm on Family Life*. Population and development. Chicago: University of Chicago Press.
- Thornton, Arland, Jui-Shan Chang, und Li-Shou Yang. 1994. „Determinants of Historical Changes in Marital Arrangements, Dating, and Premarital Sexual Intimacy and Pregnancy.“ In *Social Change and the Family in Taiwan*, herausgegeben von Arland Thornton und Hui-Sheng Lin, 178–201. Chicago: University of Chicago Press.
- Thornton, Arland, und Thomas E Fricke. 1987. „Social Change and the Family: Comparative Perspectives From the West, China, and South Asia.“ *Sociological Forum* 2 (4): 746–772.

- Thornton, Arland, Thomas E Fricke, Li-Shou Yang, und Jui-Shan Chang. 1994. „Theoretical Mechanisms of Family Change.“ In *Social Change and the Family in Taiwan*, herausgegeben von Arland Thornton und Hui-Sheng Lin, 88–115. Chicago: University of Chicago Press.
- Thornton, Arland, Hui-Sheng Lin, Jui-Shan Chang, und Li-Shou Yang. 1994. „Determinants of Historical Changes in Marital Timing.“ In *Social Change and the Family in Taiwan*, herausgegeben von Arland Thornton und Hui-Sheng Lin, 225–244. Chicago: University of Chicago Press.
- Timur, Serim. 1981. „Determinants of Family Structure in Turkey.“ In *Women in Turkish society*, herausgegeben von Nermin Abadan-Unat, 59–73. Leiden, The Netherlands: E. J. Brill.
- Toprak, Ahmet. 2008. „Geschlechterrollen und Geschlechtererziehung in traditionellen türkischen Familien. Verheiratung des Mannes als Disziplinarmaßnahme.“ In *Zwangsverheiratung in Deutschland*, herausgegeben von Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend (BMFSFJ), 1. Aufl., Stand: April 2007, Nachdr., 167–182. Baden-Baden: Nomos-Verl.
- van Zantvliet, P. I., M. Kalmijn, und E. Verbakel. 2014. „Parental Involvement in Partner Choice: The Case of Turks and Moroccans in the Netherlands.“ *European Sociological Review* 30 (3) (Juni 1): 387–398. doi:10.1093/esr/jcu045.
- Westphal, Manuela, und Judith Katenbrink. 2007. „Über Wirklichkeit und Stereotype. Heirat und Partnerwahl in Familien mit Migrationshintergrund.“ In *Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho: Zuschreibung, Ausgrenzung, Lebensbewältigung und Handlungsansätze im Kontext von Migration und Geschlecht*, herausgegeben von Chantal Munsch, Marion Gemende, und Steffi Weber-Unger Rotino, 136–154. Weinheim; München: Juventa-Verlag.

Familiärer Einfluss auf die Partnerwahl von türkischstämmigen Personen in Deutschland.

Zusammenfassung: Im Unterschied zu westlichen Gesellschaften ist die Partnerwahl in vielen Kulturen eine Entscheidung, an der die ganze Familie beteiligt ist. Das gilt auch für die Herkunftskulturen vieler immigrierter Familien in Deutschland. Der Beitrag untersucht den Einfluss von individuellen Merkmalen und Netzwerkeigenschaften auf den Grad der familiären Partizipation an der Partnerwahl von türkischstämmigen Personen. Basierend auf migrations- und modernisierungstheoretischen Annahmen werden sechs Hypothesen formuliert und empirisch getestet. Als Datengrundlage dient eine im Jahr 2009 in Berlin durchgeführte standardisierte Befragung (n=326), die als Begleitstudie des *Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics* (pairfam) konzipiert war. Die Befunde zeigen, dass eine höhere Bildung, Kontakte mit autochthonen Deutschen im Familiennetzwerk sowie günstige Gelegenheitsstrukturen auf dem Partnermarkt den Einfluss der Familie auf die Partnerwahl senken. Kontakte mit autochthonen Deutschen im Freundschaftsnetzwerk spielen dagegen keine Rolle. Bei Frauen ist der Einfluss der Familie stärker, ebenso wie bei religiösen Personen. Der Geschlechterunterschied lässt sich nur teilweise über die ungünstigeren Gelegenheitsstrukturen von Frauen erklären, weshalb hier von Geschlechterrollen als zentrale Ursache ausgegangen werden muss. Anknüpfend an die Diskussion der Befunde und der Limitation der Daten werden Desiderata für zukünftige Forschungsvorhaben auf diesem lange von der Migrationsforschung vernachlässigten Gebiet formuliert.

publiziert in: KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2016, Band 68, Ausgabe 1, S. 139-162

1. Einleitung

In den meisten westlichen Ländern stellt die Partnerwahl eine auf dem „Liebesideal“ basierende Entscheidung dar, die allein von den beiden Partnern getroffen wird. In vielen anderen Ländern jedoch ist die Partnerwahl eine Gemeinschaftsentscheidung, an der neben dem Paar auch die Eltern und andere Familienmitglieder beteiligt sind (vgl. Goode 1970; Goody 1983 für einen Vergleich und die Entstehungsgeschichte beider Partnerwahlssysteme). In Deutschland ist diese familienorientierte Form der Partnerwahl seit den 1980er Jahren immer wieder Gegenstand des öffentlichen Diskurses über Migrantenpopulationen, insbesondere aus muslimisch geprägten Ländern wie die Türkei. Trotz des öffentlichen Interesses wurde das Thema in Deutschland bisher so gut wie gar nicht erforscht. Stattdessen stützen sich die Argumente oftmals auf Berichterstattungen über Zwangsehen oder auf Informationen aus autobiographischen Büchern (für einen Überblick über die Debatte vgl. Westphal und Katenbrink 2007; Boos-Nünning und Karakaşoğlu 2005, S. 322–323).

Die qualitativen Studien von Straßburger (2003, S. 50) und Toprak (2002), mit Personen türkischer und kurdischer Herkunft, zählen zu den ersten und bis heute wenigen Forschungsarbeiten in Deutschland zum Thema. Darüber hinaus gibt es zwei quantitative Studien, mit jeweils 114 und 143 Fällen, die jedoch rein deskriptiver Natur sind und einige wenige Merkmale abhandeln. Außerdem wurden darin nur Frauen befragt (İlkkaracan 1996; Schröttle 2008). Es existieren zudem zwei Untersuchungen von Mirbach et al. (2006, 2011), in denen Informationen über Opfer von Zwangsheirat, die sich bei Hilfs- oder Beratungseinrichtungen gemeldet haben, zusammengetragen wurden. Neben dem ebenfalls rein deskriptiven Charakter der Studie handelt es sich bei der untersuchten Population um eine höchst selektive Gruppe, da Verheiratungen gegen den Willen der Kinder nur einen Bruchteil unter den familienorientierten Partnerwahlentscheidungen einnehmen (van Zantvliet et al. 2014; Timur 1993). Außerdem ist nicht klar, wie viele von den Betroffenen sich wirklich bei solchen Einrichtungen melden.

Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist, Determinanten aufzudecken, von denen es abhängt, wie stark die Partnerwahl von der Familie beeinflusst wird bzw. komplementär dazu wie stark die individuelle Partizipation an der eigenen Partnerwahl ist. Insgesamt sollen dazu sechs Hypothesen zu verschiedenen Einflussfaktoren theoretisch abgeleitet und empirisch überprüft werden. Als Datengrundlage dient eine standardisierte Befragung von in Berlin wohnhaften türkischen Personen aus dem Jahr 2009. Dabei handelt es sich um eine einmalig durchgeführte Begleiterhebung zum DFG-finanzierten Beziehungs- und Familienpanel pairfam (*Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics*).

Der Artikel ist wie folgt aufgebaut: Es werden zunächst die zwei unterschiedlichen Verwandtschaftssysteme skizziert, innerhalb derer die beiden Partnerwahlmodi (individuell vs. familienorientiert) einzuordnen sind. Die so dargelegten Hintergrundinformationen dienen als

konzeptionelle Rahmung und sind essentiell für das Verständnis der weiteren Ausführungen (2). Sodann folgen theoretische Erklärungen zu den Determinanten der individuellen vs. familienorientierten Partnerwahl und deren Überführung in sechs empirisch überprüfbare Hypothesen (3). Der zur Überprüfung der Hypothesen verwendete Datensatz, die Auswahl der Analyseeinheiten und die Operationalisierung der theoretischen Konstrukte werden dann vorgestellt (4), gefolgt von deskriptiv-statistischen und multivariaten Analysen (5). Der Artikel schließt mit einer Diskussion der Ergebnisse und einigen Hinweisen zu wichtigen Forschungsdesiderata (6).

2. Hintergrund

2.1 Deszendenz- und affinalverwandtschaftliches System

In einer in der historischen Familienforschung populären Typologie kontrastiert Hajnal (1982) das Familien- und Haushaltssystem Nordwest-Europas (einschließlich des heutigen Gebiets der BRD) mit dem in der restlichen Welt vorherrschenden System des *joint household*. Letzteres zeichnet sich neben einem vergleichsweise jungen Heiratsalter dadurch aus, dass Ehepaare keinen eigenen Haushalt gründen sobald sie heiraten, sondern zunächst einen gemeinsamen Haushalt (*joint household*) mit den Eltern, meistens des Ehegattens, führen.² Ein ähnliches System, mit stärkerem Fokus auf die Praxis der Partnerwahl und der Familiengründung, beschreiben Thornton et al. (1994) für Nepal, China und Taiwan, welches sie als *family mode of social organization* bezeichnen (vgl. auch Ghimire et al. 2006). Nauck (2001b) knüpft daran an und erweitert die Ausführungen um zahlreiche Facetten rund um innerfamiliäre- und verwandtschaftliche Beziehungen. Die Türkei, vor allem die ländlichen Regionen, betrachtet er dabei als Prototyp für das sogenannte deszendenzverwandtschaftliche Regime, während Deutschland und die anderen Länder Nordwest-Europas dem affinalverwandtschaftlichen Regime zuzuordnen sind. Grob zusammengefasst unterscheiden sich die beiden Systeme vor allem darin, wie stark sich familiäre und individuelle Interessen im alltäglichen Handeln überlappen. Dieser konstituierende Unterschied zwischen den beiden Systemen umfasst auch den Bereich der Partnerwahl, die im deszendenzverwandtschaftlichen Regime als hochbedeutendes, die ganze Familie betreffendes Ereignis wahrgenommen wird und daher selten eine ausschließliche Entscheidung des Paares darstellt, wie es im affinalverwandtschaftlichen System die Regel ist.

2.2 Partnerwahl-Typologie

Der Einfluss der Familie auf die Partnerwahl kann unterschiedlich ausgestaltet sein. Die Familie

² Diese Residenzregel wird auch als *Patrilokalität* bezeichnet.

kann a) eine Entscheidung treffen, ohne dem Kind ein Mitspracherecht einzuräumen oder b) potentielle Partnerinnen oder Partner vorschlagen und das Kind kann zustimmen oder ablehnen oder c) das Kind macht einen Vorschlag und die Familie kann zustimmen oder ablehnen. Die im öffentlichen Diskurs häufig thematisierte „Zwangsehe“ stellt ein Resultat von Typ a) dar. Theoretisch kann aber auch eine ohne Konsultation des Kindes getroffene Entscheidung mit den Partnerwahlpräferenzen des Kindes übereinstimmen. Streng genommen kann daher nur dann von einer Zwangsehe die Rede sein, wenn Typ a) vorliegt *und* die Wahl der Familie den Präferenzen des Kindes widerspricht bzw. wenn eine alleinige Entscheidung des Kindes anders ausgefallen wäre. Methodisch kann die Unterscheidung zwischen Typ a) und b) eine Herausforderung darstellen. Das Kind kann einem Vorschlag der Familie auch dann zustimmen obwohl es alleine anders entschieden hätte, wenn es sich z. B. indirekt unter Druck gesetzt fühlt weil eine Ablehnung des Vorschlags die Solidarität zur eigenen Familie in Frage stellen würde. Eine Möglichkeit, um solche Fälle richtig klassifizieren zu können, wäre eine zusätzliche Frage danach, wie das Kind alleine entschieden hätte. Selbstverständlich muss auch hier bedacht werden, dass die soziale Erwünschtheit im Antwortverhalten eine Rolle spielen könnte.

Neben dem Begriff der Zwangsehe findet sich, sowohl im öffentlichen Diskurs als auch in der Forschungsliteratur, häufig der Begriff der arrangierten Ehe. Eine einheitliche Definition gibt es hierzu nicht. Manchmal wird damit auf Typ b) verwiesen und eine explizite Abgrenzung zur Zwangsehe vorgenommen (Schroedter 2013, S. 105–106). Manchmal umfasst die arrangierte Ehe sowohl Typ b) als auch Typ a) und die Zwangsehe stellt einen Spezialtyp der arrangierten Ehe dar (Rindfuss und Morgan 1983, S. 269). An anderer Stelle wiederum wird die arrangierte Ehe Typ b) und c) zugeordnet (Strassburger 2003, S. 181), während Islamkritikerin Kelek (2008, S. 89) „zwischen einer arrangierten Ehe und einer Zwangsehe [...] keinen wesentlichen Unterschied“ sieht. Nicht selten wird in quantitativen Erhebungen die Definition den Befragten überlassen, die anhand einer dichotomen Antwortkategorie angeben sollen, ob sie in einer arrangierten Ehe leben oder nicht (Hortaçsu 2007; Baykara-Krumme 2015). Das ist mindestens in zwei Hinsichten problematisch, weil erstens die Stärke der familiären Einflussnahme vergleichsweise grob erfasst und daraus nicht ersichtlich wird, ob es sich um eine Gemeinschaftsentscheidung oder um eine alleinige Entscheidung der Familie handelte. Zweitens, und das ist das schwerwiegendere Problem, kann es sein, dass bei der Partnerin oder dem Partner die Familie in die Entscheidung involviert war, die Befragungsperson aber allein entschieden hat. Ob solche Partnerschaften als arrangiert einzustufen sind, wird dann ebenfalls der Befragungsperson überlassen. Dabei ist das theoretische Interesse auf das Verhältnis zwischen der Befragungsperson und ihrer Familie gerichtet und auf die Determinanten der familiären Einflussnahme. Wie stark der Einfluss der Familie auf Seiten des Partners oder der Partnerin war, spielt dabei eine eher untergeordnete Rolle.

Wegen der definitorischen Problematik wird im Folgenden auf eine Verwendung des Begriffes der arrangierten Partnerschaft verzichtet. Stattdessen wird es hier um eine *familienorientierte Partnerwahl* gehen, die auf eine Gemeinschaftsentscheidung einer Person mit ihrer Familie (Typ b oder c) oder auf

eine alleinige Entscheidung der Familie (Typ a) hinauslaufen kann. Dagegen hat bei einer *individuellen Partnerwahl* die Familie keinen Einfluss auf die Entscheidung. Diese drei Partnerwahlmodi können zu einer ordinal skalierten Variable zusammengefasst werden, die den Einfluss der Familie auf die Partnerwahl einer Person bzw. den Grad der Partizipation der Person an der eigenen Partnerwahl abbildet (1=Familie entscheidet allein, 2=Gemeinschaftsentscheidung, 3=individuelle Partnerwahl). Eine ähnliche Definition und Operationalisierung findet sich bei van Zantvliet et al. (2014) und bei Ghimire et al. (2006).

2.3 Empirische Relevanz des Untersuchungsgegenstands

Verschiedene Befunde aus der Türkei verdeutlichen die quantitative Bedeutung der familienorientierten Partnerwahl. In einer älteren Studie aus dem Jahr 1968 gaben türkeiweit ca. zwei Drittel der Befragten an, dass die Familie an der eigenen Partnerwahl beteiligt war (Timur 1981, S. 70–71). Im *Turkish Demographic and Health Survey* (TDHS) von 1998 waren nur 30 % aller Ehen ohne Beteiligung der Familien entschieden worden. Obgleich die Daten auch auf regionale Unterschiede innerhalb der Türkei hinweisen, betrug der höchste Anteil allein entschiedener Ehen 43 % (urbaner Westen). Der niedrigste Anteil lag bei 23% (ländlicher Süden). Vor allem in den älteren Kohorten hatte die Familie einen starken Einfluss auf die Partnerwahl. Für die Heiratskohorte 1959-1968 lag der Anteil der Ehen, die *gegen* den Willen der Kinder entschieden wurden, bei fast 30 %. Im Laufe der Zeit hat dieser Anteil jedoch signifikant abgenommen und betrug in der jüngsten Heiratskohorte (1989-1998) nur 5%. Der Anteil der familienorientierten Partnerwahl als Gemeinschaftsentscheidung blieb jedoch über die Zeit hinweg relativ stabil und betrug noch in der jüngsten Kohorte knapp 50% (Klaus 2008, S. 69; Gündüz-Hoşgör und Smits 2007, S. 195).

Für türkische Migrantenfamilien sind diesbezügliche Befunde rar gesät. Zwei aktuelle Studien geben jedoch einen Hinweis auf die Persistenz der familienorientierten Partnerwahl bei türkischen Familien auch über den Zeitpunkt der Migration hinaus. Eine Untersuchung mit türkisch- und marokkanischstämmigen Personen in den Niederlanden zeigt, dass bei jeweils 40 % und 35 % der Befragten die Familie in die Partnerwahl involviert war. Dabei handelte es sich überwiegend um Gemeinschaftsentscheidungen, denn der Anteil der von der Familie allein entschiedenen Partnerschaften lag bei unter 5% (van Zantvliet et al. 2014). Damit lässt sich feststellen, dass die Zwangsehe sowohl in der Türkei (zumindest für die jüngeren Kohorten) als auch im Migrationskontext eher ein Randphänomen der familienorientierten Partnerwahl darstellt. In einer anderen Untersuchung werden türkische Migrantenfamilien in mehreren europäischen Ländern mit nicht-migrierten Personen in der Türkei verglichen. Obwohl die deskriptiven Zahlen für Deutschland nicht einzeln aufgelistet werden, stellt die Autorin anhand eines multivariaten Analysemodells fest, dass die Chance einer familienorientierten Partnerwahl für Türkischstämmige in Deutschland ungefähr gleich groß ist wie für Personen in der Türkei (Baykara-Krumme 2015, S. 18–20).

Des Weiteren findet sich eine Studie aus dem Jahr 1994, in der 114 türkische Frauen in Berlin

befragt wurden und knapp die Hälfte (46 %) der Frauen angab, dass die Familie an der Partnerwahl beteiligt war (İlkkaracan 1996). Das deckt sich mit den Ergebnissen einer anderen Studie aus dem Jahr 2003, bei der 48 % der 143 befragten türkischstämmigen Frauen die Partnerwahl als familiäre Entscheidung beschrieben haben (Schrötte 2008). Insgesamt weisen die Befunde darauf hin, dass die familienorientierte Partnerwahl auch im Migrationskontext eine wichtige Rolle spielt.

2.4 Migration als beschleunigte Transformation vom Deszendenz- zum Affinalsystem

Im Gegensatz zum deszendenzverwandtschaftlichen herrscht im affinalverwandtschaftlichen System das Ideal einer Partnerwahl vor, bei dem „Liebe“ das zentrale Entscheidungskriterium darstellt und eine familiäre Einflussnahme eher im Widerspruch zu den normativen Vorstellungen über die Partnerwahl steht. Die Paarbeziehung genießt auch über die Partnerwahl hinaus eine höhere Exklusivität und Intimität als im Deszendenzsystem (Nauck 2001b; vgl. auch Luhmann 1982). Für viele Familien aus der Türkei, insbesondere aus den ländlichen Regionen, bedeutet eine Migration nach Deutschland daher einen abrupten Wechsel von einem deszendenzverwandtschaftlichen System in eine Gesellschaft, in der das Affinalsystem, einschließlich des Ideals der intimen Paarbeziehung, vorherrscht.

Ein solcher Wechsel, wenngleich nicht in derselben Geschwindigkeit (und der daher eher als Transformation zu bezeichnen ist), vollzieht sich bereits in vielen Ländern, die ursprünglich ein Deszendenzsystem hatten, darunter auch die Türkei (Klaus 2008). Deshalb sollten Erklärungsansätze aus der Forschungsliteratur über solche Transformationsländer – meistens der modernisierungstheoretischen Forschung zuzuordnen – auch für die Erklärung der Situation von Migrantenfamilien gewinnbringend einsetzbar sein. Aus diesem Grund und wegen der großen Lücke auf diesem Gebiet der Migrationsforschung stützen sich viele der folgenden Ausführungen auf Erkenntnisse, die in Ländern gewonnen wurden, in denen sich eine Transformation von einem Deszendenz- zu einem Affinalregime vollzieht bzw. vollzogen hat. Die besondere Herausforderung dabei ist, diese Erklärungsansätze anzupassen und mit Erkenntnissen aus der Migrationsforschung zu verknüpfen, um der speziellen Situation von Migrantenfamilien gerecht zu werden.

3. Theoretische Erklärungen und Hypothesen zu den Determinanten der individuellen vs. familienorientierten Partnerwahl

3.1 Bildung

Eine der zentralen Variablen im modernisierungstheoretischen Diskurs ist Bildung (Caldwell 1980; Goode 1970). Die Annahme bezüglich des Effekts auf das Partnerwahlverhalten lautet dabei, dass mit steigendem Bildungsgrad einer Person die Chance steigt, dass die Person ihre Partnerwahl allein entscheidet. Ghimire et al. (2006) erklären den Bildungseffekt mit dem größeren Respekt der Eltern gegenüber ihren Kindern, sowie einem größeren Selbstvertrauen der Kinder sobald sie neues Wissen

aus der Schule mitbringen und zu einer wichtigen Quelle neuer Ideen und Ressourcen für ihre Eltern werden. Die Eltern-Kind-Beziehung wird dadurch zu einer Beziehung auf Augenhöhe und das elterliche Vertrauen in die Kompetenzen der Kinder groß genug, um ihnen wichtige Entscheidungen wie die Wahl des Partners oder der Partnerin allein zu überlassen.

Bei Migrantenfamilien könnte außerdem eine Rolle spielen, dass sich die Eltern angesichts von Sprachbarrieren und fehlenden Kenntnissen über die Aufnahmegesellschaft oftmals in einer hilflosen Situation wiederfinden, so dass das Wissen der Kinder und ihre Sprachkompetenzen zu einem unverzichtbaren Gut bei der Erledigung alltäglicher Aufgaben für die Eltern werden. Portes und Rumbaut (2001, S. 53) sprechen in diesem Zusammenhang von einem „role reversal“, der sich zwischen Migrierten und ihren Kindern vollzieht sobald „key family decisions become dependent on the children’s knowledge“.

Ein höherer Bildungsgrad geht zudem mit höheren Chancen einher, über eigenes ökonomisches Kapital zu verfügen. Die Familie verliert dadurch ihren Monopolstatus als Quelle wichtiger materieller Ressourcen. Mehr Unabhängigkeit des Kindes bedeutet weniger Macht der Familie über das Kind (Emerson 1962) womit auch demographische Entscheidungen wie die Partnerwahl häufiger alleine getroffen werden sollten (Caldwell 1982, S. 162). Da jedoch, wie bereits dargelegt, die familienorientierte Partnerwahl in der Regel eine Gemeinschaftsentscheidung und weniger eine Machtausübung der Familie darstellt, sollte der Effekt ökonomischer Ressourcen geringfügig zur Erklärung des Bildungseffekts beitragen.

Eine Reihe von Untersuchungen aus Ländern mit einem deszendenzverwandtschaftlichen System bestätigt den negativen Zusammenhang von Bildung und einer familienorientierten Partnerwahl, z. B. die Studie von Ghimire et al. (2006) mit knapp 3000 Nepalesinnen und Nepalesen oder ein Befund aus Taiwan basierend auf einem Survey mit über 16000 Frauen, in dem Bildung den stärksten Effekt von allen in den Analysen berücksichtigen Einflussfaktoren aufweist (Thornton, Lin, et al. 1994; Thornton, Chang, und Yang 1994). Ein ähnlicher Befund findet sich in einer vietnamesischen Studie mit über 3000 Personen (Emran et al. 2009), ebenso wie in einer Studie aus Jordanien (Khoury und Massad 1992), und, der vielleicht allererste Befund dieser Art, in einer Untersuchung mit japanischen Ehepaaren (Blood 1967, S. 37 f.).

Entsprechende Evidenzen gibt es auch für die Türkei. Die prominenteste Studie hierzu (erschieden im *Journal of Marriage and Family*) mit 803 Frauen aus Ankara stammt von Fox (1975). Darin hatten nur 20 % der Frauen mit Grundschulabschluss ihre Partnerwahl allein entschieden, im Vergleich zu 49 % bei den Sekundarschulabsolventinnen. In einer aktuelleren Befragung aus dem Jahr 2000 mit Frauen aus Ostanatolien ging über die Hälfte (57 %) der unverheirateten Frauen mit Grundschulabschluss oder weniger davon aus, dass sich die Eltern an der Partnerwahl beteiligen werden, während es bei den Sekundarschulabsolventinnen nur jede zehnte (11 %) Frau war (İlkkaracan 2000, S. 237). Das gleiche Muster findet sich in einer weiteren Studie mit über 400 türkischen Ehepaaren (Hortaçsu 2007). Bei türkischstämmigen Familien in den Niederlanden (van

Zantvliet et al. 2014), ebenso wie bei einer zusammengefassten Betrachtung von türkischen Migrantenfamilien in Europa und nicht-migrierten Familien in der Türkei (Baykara-Krumme 2015), erweist sich der Bildungsgrad des Kindes als einer der stärksten Prädiktoren für die familiäre Einflussnahme auf die Partnerwahl, und zwar auch unter Kontrolle des Bildungsgrades der Eltern. Insgesamt lautet damit die erste zu testende Hypothese, dass *die Wahrscheinlichkeit einer individuellen Partnerwahl steigt, je höher der Bildungsgrad einer Person ist* (H1).

3.2 Interethnische Kontakte

In seinem klassischen Werk über die Assimilation von Immigranten in den USA beschreibt Gordon (1964, S. 80) die *strukturelle Assimilation* als den Grundstein für alle weiteren Assimilationsstufen. Mit struktureller Assimilation meint er die interethnischen Kontakte der Immigranten mit Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft. Ihm zufolge würden solche Kontakte über kurz oder lang unweigerlich dazu führen, dass die Immigranten die Kultur der Aufnahmegesellschaft übernehmen, was er als Akkulturation bezeichnet. Er schränkt aber ein, dass nicht jedwede Form von interethnischen Kontakten die Akkulturation befördert, sondern ausschließlich Kontakte auf Primärgruppenebene, d. h. intensive Kontakte wie sie in den Bereichen der „touch relationship, in the family circle and in intimate congenial groups“ vorkommen (62). Das lässt sich mit Annahmen aus der in der Vorurteilsforschung populären Kontakthypothese ergänzen, die besagt, dass Intergruppenkontakte vor allem dann zum Abbau von sozialen Barrieren zwischen den Gruppen führen, wenn innerhalb der Interaktionssituation die Gruppenmitglieder den gleichen Status haben, dieselben Ziele verfolgen und miteinander kooperieren (Allport 1954; Pettigrew 1998). Insbesondere Freundschaften zeichnen sich durch gemeinsame Ziele, Kooperation und wiederholte Interaktionen auf Augenhöhe über einen längeren Zeitraum und in unterschiedlichen Situationen aus (Pettigrew 1997; Hewstone 2004). Jedoch könnten auch andere Formen von Primärgruppenkontakten ein akkulturationsförderndes Potenzial aufweisen, so z. B. Kontakte mit Deutschen in der eigenen Verwandtschaft.

Nauck et al. (1997) konnten empirisch nachweisen, dass interethnische Kontakte bei türkischstämmigen Jugendlichen zu einer verstärkten Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft und der Aufgabe kultureller Präferenzen der Herkunftsgesellschaft geführt haben. In einer anderen Untersuchung äußerten Türkinnen und Türken, die deutsche Freunde hatten, eine um 20 % höhere Chance, sich einbürgern lassen zu wollen als diejenigen, die über keine deutschen Freunde verfügten (Diehl und Blohm 2008). Eine weitere Studie konnte einen positiven Effekt von interethnischen Freundschaften auf die sprachliche Assimilation von türkischen Jugendlichen feststellen (Leibold et al. 2006). Übertragen auf das Partnerwahlmuster ist von einem analogen Assimilationseffekt auszugehen, so dass *Primärgruppenkontakte mit Deutschen die Wahrscheinlichkeit einer individuellen Partnerwahl steigen sollte* (H2).

3.3 Religiosität

Kulturelle Verhaltensrepertoires können maßgeblich von der Konfessionszugehörigkeit abhängen und innerhalb der jeweiligen Konfessionen nochmal vom Grad der individuellen Religiosität (Diehl und König 2011). Das ist deshalb von Bedeutung für die Untersuchung von türkischen Migrantenfamilien weil sich bei ihnen die Religiosität über die Generationen hinweg als äußerst stabil erweist (Diehl und König 2009). Im Koran und der daraus abgeleiteten muslimischen Rechtsprechung finden sich zahlreiche Verweise auf zentrale Elemente des deszendenzverwandtschaftlichen Systems. Beispielsweise erfährt die Verwandtenehe zwischen Cousins und Cousinen väterlicherseits, wie sie auch von Nauck (2001b) als für das Deszendenzsystem typisch beschrieben wird, im Islam eine starke Legitimität (Goody 1990, S. 156). Auch zur Rolle der Familie bei der Partnerwahl finden sich im Koran explizite Ausführungen. Darin wird die Ehe als Vertrag (*nikah*) betrachtet, dessen Gültigkeit von der Zustimmung des Familienvorstands, dem *waliy*, abhängt (Büyükecebi 2003, S. 280 ff.). Faktisch ist somit das Mitbestimmungsrecht der Familie an der Partnerwahl der Kinder im Koran niedergeschrieben, weshalb anzunehmen ist, dass *die Chance einer individuellen Partnerwahl mit dem Grad der Religiosität sinken sollte* (H3).

Bis dato wurde dieser Zusammenhang ausschließlich von Fox (1975, S. 184) untersucht, die nachweisen konnte, dass vor einem Imam geschlossene Ehen signifikant häufiger als zivilrechtliche Ehen von den Eltern mitentschieden wurden. Darüber hinaus gibt es Befunde, die zumindest hinsichtlich anderer Dimensionen wie Einstellungen zu Geschlechterrollen konservativere Haltungen bei hochreligiösen Muslimen feststellen konnten, sowohl in den Herkunftsländern (Inglehart und Norris 2003; Alexander und Welzel 2011), als auch im Migrationskontext (Diehl und König 2011).

3.4 Gelegenheitsstrukturen

In der Literatur zur Partnerwahlforschung wird neben den individuellen Präferenzen auf die Bedeutung von Gelegenheitsstrukturen als zweite, mindestens gleichrangige Erklärungskategorie hingewiesen. In diesem Zusammenhang wird häufig die Formel „who does not meet, does not mate“ bemüht, die auf den Umstand verweist, dass zwei Personen zuallererst eine Gelegenheit haben müssen aufeinander zu treffen und sich kennenzulernen, damit es überhaupt zu einer Partnerschaft zwischen ihnen kommen kann. Die Effizienz der Gelegenheitsstrukturen, also die Chance, auf potentielle Partnerinnen oder Partner zu treffen, kann dabei zwischen Individuen variieren. Einer aktuellen Untersuchung aus Frankreich zufolge (N=5743) lernen sich die meisten Paare bei Unternehmungen im Freundeskreis kennen, gefolgt von Aktivitäten an öffentlichen Plätzen (Bozon und Rault 2013). Zu diesen als *lokale Partnermärkte* bezeichneten sozialen Kontexten zählen auch Sportvereine, Jugendclubs und das Berufsumfeld (Kalmijn und Flap 2001).

Im modernisierungstheoretischen Diskurs wird das Entstehen just solcher Partnermärkte als eine wichtige Ursache für den schwindenden Einfluss der Familie auf die Partnerwahl betrachtet (Caldwell et al. 1983; Macfarlane 1986). Erst wenn Kinder die Möglichkeit haben, sich auf Partnermärkten

außerhalb der Familie zu bewegen, sind sie in der Lage, selbst eine Partnerin oder einen Partner kennenzulernen. Andernfalls sind sie darauf angewiesen, dass ihnen Familienmitglieder bei der Partnersuche helfen. Die Rolle der Suchhelferin übernimmt in der Türkei häufig die Mutter des angehenden Bräutigams, indem sie zunächst verschiedenen Familien mit Töchtern im heiratsfähigen Alter Besuche abstattet und die Passung zum Sohn sowie die Bereitwilligkeit seitens der anderen Familie für eine solche Partnerschaft eruiert. Je nachdem wie konservativ die Familien sind, folgt der weitere Verlauf einem stark ritualisierten Muster, der u. a. Verhandlungen zwischen den Familien über gegenseitige und an das Ehepaar gerichtete Geld- und Warengeschenke umfasst (Hortaçsu 2003). In solchen Kontexten werden Gelegenheiten des Kennenlernens also hauptsächlich durch die Hilfe von Familienmitgliedern generiert und Mütter haben eine Quasi-Monopolstellung inne, da sie häufig den einzigen Zugang zu einem relativ abgeschotteten Partnermarkt ermöglichen.

Ein etwas anders gelagertes Beispiel findet sich bei Blood (1967), wenngleich der grundlegende Mechanismus dahinter derselbe ist. Blood beschreibt wie japanischer Männer, die nach mehrjährigem Studium in den USA nach Japan zurückkehrten, nur noch über ineffiziente soziale Netzwerke in ihrem Herkunftsland verfügten und daher kaum Gelegenheiten hatten, selbst eine Partnerin kennenzulernen, so dass sie bei der Partnersuche auf die Hilfe ihrer Eltern angewiesen waren. Ghimire et al. (2006) konnten den positiven Einfluss effizienter Gelegenheitsstrukturen auf die Chance einer individuellen Partnerwahl mit Hilfe von quantitativen Daten und multivariaten Analyseverfahren nachweisen. In ihrer Untersuchung hatten Nepalesinnen und Nepalesen, die in Jugendclubs aktiv waren, eine um 40 % höhere Chance, dass sie ihre Partnerwahl allein entscheiden. Insgesamt lautet die vierte Hypothese daher, dass *die Chance einer individuellen Partnerwahl steigt, je häufiger sich eine Person auf lokalen Partnermärkten aufhält* (H4).

3.5 Geschlecht

Einer der am häufigsten replizierten Befunde in der Forschung zu Partnerwahl in vorindustriellen Gesellschaften lautet, dass die Partnerwahl der Töchter stärker von der Familie kontrolliert wird als die der Söhne (Ghimire et al. 2006; Emran et al. 2009; Timur 1981; Blood 1967; Apostolou 2010). Beispielsweise betrug in der Studie von Ghimire et al. (2006) die Chance von Frauen, dass sie ihre Partnerwahl allein entschieden haben, je nach Regressionsmodell, 28 % bis 40 % der Chance der Männer. Bei Blood (1967, S. 47) gaben 55 % der japanischen Frauen an, dass sie nicht das letzte Wort hatten wenn die Eltern an der Partnerwahl beteiligt waren, während nur 27 % der Männer dasselbe angaben.

Entsprechende Befunde finden sich auch für die Türkei. In einer älteren Repräsentativbefragung mit über 4500 Haushalten gaben 11 % der Frauen an, ihre Partnerwahl allein entschieden zu haben. Im Vergleich dazu betrug der Anteil bei den Männern 52 % (Timur 1981, S. 70–71). Bei einer aktuelleren Umfrage, mit 400 Familien aus Ost- und Südostanatolien, gaben 76 % der Eltern an, dass sie die Partnerwahl ihren Söhnen überlassen würden, aber 53 % den Töchtern (İlkkaracan 1998). Die

geschlechterdifferente Partnerwahlkontrolle scheint auch in der Migrationssituation fortzubestehen. In einer Befragung mit über 1000 türkischstämmigen Jugendlichen in Österreich gaben 78 % der Töchter an, sich bei ihrer Partnerwahl von der Familie eingeschränkt zu fühlen. Bei den Söhnen waren es 47 % (Gapp 2007, S. 141).

Eine mögliche Ursache für die stärkere familiäre Einflussnahme bei den Töchtern könnte die in den meisten Deszendenzregimes vorherrschende patrilokale Residenzregel sein, der zufolge Töchter nach der Heirat die Herkunftsfamilie verlassen und Teil der Familie des Ehemannes werden. Vor diesem Hintergrund wird argumentiert, dass der Auszug der Tochter den Verlust einer wichtigen Arbeitskraft darstellt, der durch materielle oder finanzielle Zuwendungen seitens der Familie des Bräutigams an die Familie der Braut kompensiert werden muss. Die Wahl des „richtigen“ Partners für die Tochter entscheidet daher über die Höhe der Kompensationszahlung, woraus sich das familiäre Interesse für die Partnerwahl der Töchter erklären könnte (Kazgan 1981, S. 144).

Goody (1983, S. 12) weist aber darauf hin, dass diese häufig als „Brautpreis“ bezeichnete Zahlung meistens von den Eltern an die Tochter weitergeleitet wird und der Brautvater oftmals etwas hinzufügt. Dabei soll das Geld der Tochter zu einer finanziellen Grundlage verhelfen, um irgendwann einen eigenen Haushalt mit dem Ehemann gründen zu können oder um ihr ein wenig materielle Unabhängigkeit vom Ehemann zu verschaffen. Ob nun die Eltern die Kompensationszahlung aus Eigeninteresse in die Höhe treiben möchten oder aus Fürsorge der eigenen Tochter gegenüber, so führt letztlich beides zum selben Ergebnis: Die Partnerwahl der Tochter steht im besonderen Fokus der Eltern und der anderen Familienmitglieder. Empirische Evidenz für die Prävalenz solcher Zahlungen in der Türkei findet sich im TDHS. Darin gaben je nach Region 10 % (urbaner Westen) bis 67 % (ländlicher Osten) an, dass es eine entsprechende Zahlung vor der Heirat gegeben hat (Gündüz-Hoşgör und Smits 2007, S. 195). Für türkische Migrantenfamilien in Deutschland fehlen solche Zahlen bisher.

Wahrscheinlich ist die stärkere Kontrolle der Töchter aber Ausdruck eines viel umfassenderen Komplexes von Geschlechterstereotypen und Geschlechterrollen, deren Entstehung mit der Versorgerrolle der Söhne für die Eltern (Nauck 2001b, 2001a) oder der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung (Eagly et al. 2000) erklärt wird. Innerhalb dieser Geschlechterrollen werden Männern Attribute wie Autonomie, Dominanz und Zielstrebigkeit zugeschrieben, während typisch weibliche Rollenzuschreibungen Abhängigkeit, Unterordnung und Schutzbedürftigkeit sind (Hoffman 1977; Murdock und Provost 1973; Okin 1995; Eagly 1987; Eagly und Mladinic 1989). Wie stark solche Geschlechterrollen in einigen ländlichen Regionen der Türkei manifestiert sind, zeigt die Zustimmung selbst von Frauen zu Aussagen wie „Männer sind klüger als Frauen“ (60 %), „Wichtige Entscheidungen sollten von Männern getroffen werden“ (58 %), oder „Frauen sollten nicht mit Männern diskutieren“ (61 %) (Gündüz-Hoşgör und Smits 2007, S. 195). Obwohl sich Geschlechterstereotype abschwächen, sobald deren strukturelle Ursachen wie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verschwinden, zeigt die Forschung auch, dass dies mit einer Latenz geschieht, die eher in Generationen als Jahren gemessen werden muss (vgl. Brewster und

Padavic 2000 für einen Forschungsüberblick). Somit ist für türkische Migrantenfamilien anzunehmen, dass *Töchter eine geringere Chance haben als Söhne, dass sie ihre Partnerwahl allein entscheiden* (H5).

Die stärkere Kontrolle der Töchter beschränkt sich aber nicht auf die Partnerwahl, sondern umfasst auch alltägliche Verhaltensweisen. Aufschlussreich sind hier die Befunde einer Repräsentativbefragung von türkischen Migrantenfamilien, bei denen die Autorinnen eine im Vergleich zu den Söhnen drastisch eingeschränkte Bewegungsfreiheit der Töchter feststellen (Granato und Meissner 1994, S. 104 f.). Beispielsweise würden fast alle Eltern (94 %) ihren Söhnen erlauben, schwimmen zu gehen, jedoch nur die Hälfte (53 %) auch den Töchtern. In vier von fünf Familien (82 %) sind die Eltern nicht damit einverstanden, dass die Tochter tanzen geht, während sich nur ein Drittel (33 %) der Familien auch beim Sohn dagegen ausspricht. Weiter oben wurde dargelegt, wie relevant solche Freizeitaktivitäten sind, damit die Kinder selbst einen Partner oder eine Partnerin kennenlernen, ohne auf die Hilfe der Familie angewiesen zu sein. Daher ist anzunehmen, dass *die geringere Chance der Töchter auf eine individuelle Partnerwahl auch über deren im Vergleich zu den Söhnen selteneren Freizeitaktivitäten verursacht wird* (H6). Im Vokabular multivariater Analyseverfahren liegt hier eine Mediation vor, bei der das Geschlecht einen über die Häufigkeit der Freizeitaktivitäten (Mediator) vermittelten Effekt auf die Partizipation an der Partnerwahl ausübt.

4. Datenbasis und Operationalisierungen

4.1 Beschreibung des verwendeten Datensatzes

Zur Überprüfung der Hypothesen dient eine im Jahr 2009 in Berlin durchgeführte Befragung von Personen türkischer Herkunft. Es handelte sich um eine Begleitstudie des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Beziehungs- und Familienpanels pairfam (*Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics*) (für Konzept und Instrumente der pairfam-Hauptstudie vgl. Huinink et al. 2011). Gegenstand der Berliner Begleitstudie ist das Befragungsinstrument der ersten Welle der pairfam-Hauptstudie, das um migrations- und integrationsrelevante Items ergänzt wurde. Die computergestützten persönlichen Interviews (CAPI) wurden auf Deutsch oder Türkisch geführt. Die Grundgesamtheit umfasste in Berlin wohnhafte Personen mit türkischer Staatsangehörigkeit in den Alterskohorten 15-17, 25-27 und 35-37 Jahren. Die Befragungspersonen wurden vom Statistischen Landesamt Berlin mit Hilfe einer Zufallsstichprobe ermittelt. Von den 1320 übermittelten Adressen waren 10 % neutrale Ausfälle, da die Adressen nicht korrekt waren. Ausgehend von der bereinigten Stichprobe (N=1180) betrug der tatsächlich auswertbare Anteil von Interviews 36,4 % (N=429). Im Vergleich dazu waren es in der Hauptstudie 36,9 %. (für eine ausführliche Dokumentation der Berliner pairfam-Begleitstudie vgl. Baykara-Krumme 2010).

4.2 Abhängige Variable und Auswahl der Analyseeinheiten

Ausgangspunkt zur Bildung der abhängigen Variable war die Frage „Wer wird an der Entscheidung beteiligt sein, wer Ihr/e Partner/in wird?“, die Singles gestellt bekamen sowie die Frage „Wer war an der Entscheidung beteiligt, dass {Name des/r Partner/in} Ihr/e Partner/in wurde?“, die an Personen in Partnerschaft gestellt wurde. Die folgenden acht Antwortkategorien standen zur Auswahl, wobei Mehrfachnennungen möglich waren: „Befragungsperson selbst“, „Mutter“, „Vater“, „Geschwister“, „weitere Verwandte mütterlicherseits“, „weitere Verwandte väterlicherseits“, „Freunde“, „andere Personen“. Aus den Antworten wurde eine ordinal skalierte Variable mit den folgenden drei Ausprägungen generiert: 1=alleinige Entscheidung der Familie, 2=gemeinsame Entscheidung der Familie und Befragungsperson, 3=alleinige Entscheidung der Befragungsperson (individuelle Partnerwahl). Zur Familie wurden alle in den Antwortkategorien aufgelisteten Personen mit Ausnahme der beiden Kategorien „Befragungsperson selbst“ und „Freunde“ gezählt.

Bei den Personen in Partnerschaft konnten nur diejenigen berücksichtigt werden, die vor dem 18. Lebensjahr nach Deutschland zugewandert sind, um auf diese Weise Heiratsmigranten und andere, die bereits vor der Migration verheiratet waren, auszuschließen, also Personen, deren Partnerwahl in der Türkei stattgefunden hat. Das führt zu einem Ausschluss von 103 Fällen. Das ist erforderlich, da die hier untersuchten Einflussfaktoren für die Situation der Befragungspersonen in Deutschland erhoben wurden und für die Situation in der Türkei dieselben Merkmale entweder keine Varianz aufweisen (z. B. interethnische Kontakte mit Deutschen) oder sich deutlich zwischen den beiden Kontexten unterscheiden können (z. B. Gelegenheitsstrukturen). Bei den Personen in fester Partnerschaft stehen damit nur 124 Fälle für die weiteren Analysen zur Verfügung. Aufgrund der kleinen Fallzahl wird auf eine gesonderte Betrachtung dieser Gruppe verzichtet und die Analysen zunächst nur mit den 202 Singles durchgeführt. Später werden jedoch multivariate Modelle berechnet, in denen auch Personen in fester Partnerschaft berücksichtigt sind, um auf diese Weise durch die größere Fallzahl ($n=326$) die Teststärke zu erhöhen und die Validität der Ergebnisse aus den Modellen mit den Singles auch für die Gruppe der Personen in Partnerschaft zu überprüfen.

4.3 Unabhängige Variablen

Bildung wurde, analog zur Operationalisierung bei Ghimire et al. (2006), anhand der insgesamt absolvierten Schuljahre einer Befragungsperson als metrisch skalierte Variable in die Analysen aufgenommen³.

Primärgruppenkontakte mit Deutschen wurden anhand von zwei Variablen mit jeweils einer 5er-

³ In hier nicht dargestellten Analysen wurde auch das monatliche Erwerbseinkommen der Befragungsperson aufgenommen. Die Annahme im Theorie-Teil lautete, dass die ökonomischen Ressourcen einer Person höchstens zu einer Teilerklärung des Bildungseffekts beitragen können. Durch Kontrolle der Einkommensvariable hat sich der Bildungseffekt nur geringfügig abgeschwächt und das Signifikanzniveau blieb innerhalb desselben 5%-Intervalls. Der Effekt der Einkommensvariable zeigte in die vorhergesagte Richtung, war aber in keinem der Modelle signifikant ($p \approx 0,30$). Alle anderen Effekte im Modell blieben ebenfalls unverändert.

Skala erfasst. Die Personen sollten dabei die Häufigkeit ihrer *Kontakte mit Deutschen im Freundeskreis* („Wie oft haben Sie Kontakte zu Deutschen im Freundeskreis“) und *im Verwandtschaftsnetzwerk* („Wie oft haben Sie Kontakte zu Deutschen in der eigenen Familie und Verwandtschaft?“) angeben (1=fast nie oder nie, 5=sehr oft). Außerdem konnten sie eine sechste Antwortkategorie mit „Es gibt dort keine Deutschen“ ankreuzen. Personen mit dieser Kategorie erhielten den Wert 1.

Religiosität wurde mit Hilfe einer 6er-Skala abgefragt, auf der die Befragten angeben sollten, wie oft sie in die Moschee gehen oder an religiösen Veranstaltungen teilnehmen (1=nie, 2=seltener, 3=mehrmals pro Jahr, 4=1 bis 3 x pro Jahr, 5=1 x pro Woche, 6=mehr als 1 x pro Woche).

Gelegenheitsstrukturen auf den lokalen Partnermärkten wurden mit Hilfe eines Summenscores aus zwei fünfstufigen Variablen operationalisiert, mit denen die Häufigkeit von Treffen mit Freunden und die Häufigkeit von sportlichen Aktivitäten abgefragt wurden. Die Kategorien mit den drei niedrigsten Häufigkeiten wurden zu einer Kategorie zusammengefasst, so dass beide Variablen eine 3er-Skala aufweisen (1=1 x pro Monat oder seltener, 2=mind. 1 x pro Woche, 3=täglich). Schließlich wurde durch Aufsummieren der Werte beider Variablen und anschließende Subtraktion von 1 eine neue Variable mit Werten zwischen 1 und 5 generiert, die die *Häufigkeit von Freizeitaktivitäten* abbildet.

Weitere Variablen waren das *Geschlecht* (0=männlich, 1=weiblich) und das *Alter*, das als Kontrollvariable dient.

5. Ergebnisse

In **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** sind Mittelwerte, Prozentverteilungen sowie weitere deskriptive Maßzahlen für alle verwendeten Variablen aufgeführt. Hinsichtlich der Partizipation an der Partnerwahl zeigt sich, dass knapp die Hälfte (48 %) der Befragten angibt, die Entscheidung allein zu treffen. Fast genau so viele geben an, dass sie zusammen mit der Familie entscheiden (46%). Die Familie entscheidet bei nur ca. einer von 20 Personen (6 %) allein. Die Verteilung ähnelt der in den Analysen von Klaus (2008, S. 69) dargestellten Verteilung für die jüngste Kohorte aus dem *Turkish Demographic and Health Survey*. Dort betrug der Anteil der Personen, deren Partnerwahl allein von der Familie entschieden wurde, 5 % und die beiden anderen Anteile lagen jeweils bei 48 % (Gemeinschaftsentscheidungen) und 47 % (individuelle Partnerwahl).

Tab. 1: Kodierungen und deskriptive Statistiken für die abhängige und unabhängigen Variablen (N=202)

| Variablen | Kodierung | Mittelwerte oder Prozente | Standard- abweichung | Min | Max |
|------------------------------------|---|------------------------------|-------------------------|-----|-----|
| Beteiligung an Partnerwahl | 1 = nur Familie 2 = Familie und Befragungsperson 3 = nur Befragungsperson | 5,9 % 46,0 % 48,1 % | | | |
| Bildung in Schuljahren | Gesamtzahl an Jahren | 9,1 | 1,32 | 5 | 12 |
| Kontakte mit Deutschen | 1 = nie/fast nie, 5 = sehr oft | | | | |
| im Verwandtschaftsnetzwerk | | 2,2 | 1,40 | 1 | 5 |
| im Freundeskreis | | 3,1 | 1,31 | 1 | 5 |
| Besuch religiöser Veranstaltungen | 1 = nie, 6 = mehr als 1 x pro Woche | 3,2 | 1,70 | 1 | 6 |
| Häufigkeit von Freizeitaktivitäten | 1 = 1 x pro Monat oder seltener, 3 = mind. 1 x pro Woche, 5 = täglich | 3,3 | 1,02 | 1 | 5 |
| Geschlecht | 0 = männlich 1 = weiblich | 54,0 % 46,0 % | | | |
| Alter | Alter in Jahren | 19,4 | 6.63 | 15 | 37 |

Als nächstes wurden bivariate und multivariate *ordered logit*-Modelle geschätzt. Einige der Variablen weisen fehlende Werte auf, jedoch maximal 7 %. Um Fälle mit fehlenden Werten nicht aus den Schätzungen auszuschließen (*listwise deletion*), was neben der kleineren Fallzahl auch zu verzerrten Schätzern führen kann (Acock 2005), wurde das Verfahren der Multiplen Imputation angewandt. Hierbei werden zunächst auf Basis der Informationen aus den anderen Variablen im Datensatz eine festzulegende Anzahl von neuen Datensätzen mit vollständigen Informationen geschätzt. Anschließend werden die neu generierten Datensätze nach dem von Rubin (1987) vorgeschlagenen Verfahren kombiniert. Mit Hilfe des *mi*-Befehls von Stata wurden 20 neue Datensätze anhand von insgesamt 37 Variablen generiert, zu denen auch die hier beschriebenen Variablen gehören. Probesthalber wurden die *ordered logit*-Modelle ohne Multiple Imputation geschätzt und es zeigten sich keine substanziellen Unterschiede zu den Ergebnissen mit Imputation. Lediglich das Signifikanzniveau von zwei Koeffizienten sank ohne Anwendung des Imputationsverfahrens von unter 5 % auf unter 10 %. Um die Modelle auf Multikollinearität hin zu überprüfen wurde für jede unabhängige Variable der Varianzinflationsfaktor ermittelt. Die Werte bewegten sich zwischen 1,03 und 1,19, was deutlich unter dem von Allison (2012) als kritisch bezeichneten Wert von 2,5 liegt.

Die Ergebnisse der *ordered logit*-Schätzungen finden sich in . Ebenso wenig macht es keinen Unterschied, ob der eigene Freundeskreis ausschließlich aus gleichethnischen Personen zusammengesetzt ist oder auch viele Deutsche darunter sind.

. In der linken Spalte sind die *odds ratios*, in der rechten die jeweiligen Standardfehler aufgeführt. In den bivariaten Modellen erweisen sich für vier von sechs Variablen die im Theorie-Teil vorhergesagten Effekte als statistisch signifikant. Zumindest bivariat scheint dagegen Bildung keinen signifikanten Einfluss auf die Partizipation an der Partnerwahl auszuüben. Ebenso wenig macht es keinen Unterschied, ob der eigene Freundeskreis ausschließlich aus gleichethnischen Personen zusammengesetzt ist oder auch viele Deutsche darunter sind.

Tab. 2: *ordered logit*-Schätzungen des Einflusses individueller und Netzwerk-Eigenschaften auf den Grad der familiären vs. individuellen Partizipation an der Partnerwahl

| | bivariat ^a | | Model 1 | | Model 2 | | Model 3 | |
|---|-----------------------|------|------------------|------|-------------------|------|-------------------|------|
| | OR | SE | OR | SE | OR | SE | OR | SE |
| Bildung in Schuljahren | 1,18 | 0,13 | 1,11 | 0,14 | 1,17 [†] | 0,09 | 1,20* | 0,08 |
| Kontakte mit Deutschen | | | | | | | | |
| im Verwandtschaftsnetzwerk | 1,36** | 0,14 | 1,33* | 0,16 | 1,21* | 0,11 | 1,19 [†] | 0,10 |
| im Freundeskreis | 1,10 | 0,12 | 0,97 | 0,12 | 0,97 | 0,09 | 0,99 | 0,10 |
| Besuch religiöser Veranstaltungen | 0,80* | 0,07 | 0,69** | 0,07 | 0,78** | 0,06 | 0,78** | 0,08 |
| Häufigkeit von Freizeitaktivitäten | 1,28 [†] | 0,18 | 1,45* | 0,24 | 1,38* | 0,17 | 1,32* | 0,13 |
| Geschlecht (Referenz: männlich) | 0,37** | 0,11 | 0,27** | 0,10 | 0,40** | 0,10 | 0,40** | 0,27 |
| Geschlecht => Häufigkeit Freizeitaktivitäten | | | | | | | 0,9 [†] | 0,06 |
| McKelvey & Zavoina's R ² | | | 0,27 | | 0,20 | | 0,23 | |
| N | 202 ^b | | 202 ^b | | 326 ^c | | 326 ^c | |

Anmerkung: Alle multivariaten Modelle wurden unter Kontrolle von Alter berechnet

^a bivariate Modelle mit jeweils immer nur einer von sechs unabhängigen Variablen

^b Schätzung nur mit Singles

^c Schätzung mit Singles und Personen in Partnerschaft

[†] $p < 0,10$; * $p < 0,05$; ** $p < 0,005$

In Modell 1 wurden alle unabhängigen Variablen in die Schätzung aufgenommen. Substanzielle Unterschiede gegenüber dem bivariaten Modell ergeben sich dadurch nicht. Der Bildungseffekt ist weiterhin nicht signifikant. Das *odds ratio* zeigt aber in die vorhergesagte Richtung und mit jedem zusätzlichen Bildungsjahr steigt die Chance um 11%, der nächsthöheren Kategorie auf der abhängigen Variable anzugehören, also die Partnerwahl allein zu entscheiden anstatt zusammen mit der Familie bzw. zusammen mit der Familie anstatt dass die Familie allein entscheidet. Kontakte mit Deutschen im Verwandtschaftsnetzwerk erweisen sich als signifikant. Mit jedem zusätzlichen Skalenpunkt auf der insgesamt fünfstufigen Skala erhöht sich die Chance, der nächsthöheren Partnerwahlkategorie anzugehören, um 33 %. Das stimmt mit den theoretischen Überlegungen überein. Dagegen hat die ethnische Zusammensetzung des Freundeskreises auch im multivariaten Modell keinen Einfluss auf die Partnerwahlpraxis ($p=0,874$).

Der Effekt von Religiosität fällt gegenüber dem bivariaten Modell nochmal etwas stärker aus und ist nun höchst signifikant ($OR=0,69$). Mit jedem zusätzlichen Skalenwert sinkt die Chance um 30 %, einer nächsthöheren Partnerwahlkategorie anzugehören. Demzufolge haben Personen, die mehr als einmal pro Woche in die Moschee gehen (höchster Skalenwert), im Vergleich zu Personen, die das niemals tun, eine nur 17-prozentige Chance, dass sie ihre Partnerwahl allein entscheiden anstatt

zusammen mit der Familie (bzw. zusammen mit der Familie, anstatt dass nur die Familie entscheidet).⁴

Der Effekt der Freizeitaktivitäten hat sich ebenfalls gegenüber dem bivariaten Modell verstärkt und ist nun auf dem 5%-Niveau signifikant. Mit jedem Anstieg um einen Skalenpunkt auf der insgesamt fünfstufigen Skala steigt die Chance um fast die Hälfte ($OR=1,45$), der nächsthöheren Partnerwahlkategorie anzugehören, was einen sinkenden Einfluss der Familie auf die Partnerwahl mit steigender Frequenz von Freizeitaktivitäten bedeutet. Demzufolge hätte eine Person mit dem höchsten gegenüber einer Person mit dem niedrigsten Skalenwert eine um mehr als 300 % höhere Chance, der nächsthöheren Partnerwahlkategorie anzugehören.⁵

Das Geschlecht hat ebenfalls einen höchst signifikanten Einfluss darauf, wer an der Partnerwahl beteiligt ist. Die Chance der Töchter, dass sie allein entscheiden anstatt mit der Familie bzw. zusammen mit der Familie anstatt dass die Familie allein entscheidet beträgt ca. ein Viertel der Chance der Söhne ($OR=0,27$).

Im nächsten Schätzmodell wurden zusätzlich Personen in Partnerschaft inkludiert, wodurch sich die Fallzahl von 202 auf 326 erhöht. Nun wird auch der Bildungseffekt signifikant und verfehlt nur knapp das 5 %-Niveau ($p=0,053$). Die Chance, der nächsthöheren Partnerwahlkategorie anzugehören, steigt mit jedem Bildungsjahr um 17 %. Demzufolge hätte eine Differenz von drei Bildungsjahren, die dem Unterschied zwischen einem Hauptschul- und Gymnasialabschluss entspricht, eine für die Gymnasialabsolventen 60 % höhere Chance zur Folge, die Partnerwahl allein anstatt zusammen mit der Familie zu entscheiden.⁶ Alle anderen Koeffizienten behalten auch unter Einschluss der Personen in Partnerschaft dieselben Signifikanzniveaus. Damit erhärtet sich auch der Befund, dass es keinen Zusammenhang zwischen der ethnischen Zusammensetzung des Freundeskreises und dem Grad der individuellen Partizipation an der Partnerwahl gibt.

Als nächstes soll der in H6 postulierte indirekte Effekt des Geschlechts getestet werden. Die Annahme lautete, dass Töchter bei ihrer Partnerwahl häufiger als Söhne die Familie einbinden müssen, weil sie sich seltener auf den lokalen Partnermärkten aufhalten und daher weniger Gelegenheiten haben, selbst einen Partner kennenzulernen. Zunächst wurde anhand eines einseitigen t-Tests überprüft, ob sich die Mittelwerte von Söhnen und Töchtern hinsichtlich der Häufigkeit von Freizeitaktivitäten unterscheiden. Der Mittelwertunterschied erwies sich als hoch signifikant ($p=0,002$) mit einem wie erwartet niedrigeren Wert für die Töchter (3,12 vs. 3,53)⁷. Es wurde dann ein Strukturgleichungsmodell mit Hilfe der Software MPlus (Muthén und Muthén 2012) geschätzt, in dem zusätzlich zu den Variablen aus den Regressionsmodellen ein über die Häufigkeit von

⁴ $100 * 0,69^5$

⁵ $(100 * 1,45^4) - 100$

⁶ $100 * 1,17^3$

⁷ Bei den restlichen unabhängigen Variablen unterschieden sich Töchter und Söhne lediglich bezüglich der Häufigkeit von Besuchen von religiösen Veranstaltungen signifikant voneinander. Töchter hatten einen niedrigeren Wert als Söhne (2,7 vs. 3,7)

Freizeitaktivitäten vermittelter Effekt des Geschlechts auf die abhängige Variable spezifiziert wurde. Das dabei angewandte Schätzverfahren ist das *Full Information Maximum Likelihood* (FIML), mit dem sich auch fehlende Werte schätzen lassen und das ähnliche Ergebnisse wie die Multiple Imputation liefert (Acocck 2005).

Die Ergebnisse aus der Schätzung finden sich in Modell 3. Darin ist zu sehen, dass der indirekte Effekt in die erwartete Richtung zeigt (OR=0,91) und auf dem 10 %-Niveau signifikant ist. Insgesamt stellt dieser indirekte Einfluss aber nur einen kleinen Teil des Geschlechtseffekts dar, was bereits in den Modellen zuvor zu erkennen war, in denen das Geschlecht auch unter Kontrolle der Häufigkeit von Freizeitaktivitäten einen hoch signifikanten Einfluss hatte.⁸ Was die anderen Variablen betrifft, so verschiebt sich lediglich das Signifikanzniveau für die Kontakte mit Deutschen im Verwandtschaftsnetzwerk von unter 5 % auf unter 10 %, während der Bildungseffekt nun auf dem 5 %-Niveau signifikant ist. In dem Modell steigt die Chance, der nächsthöheren Partnerwahlkategorie anzugehören, mit jedem Bildungsjahr um 20 %.

6. Diskussion

Der vorliegende Artikel behandelt die Determinanten des individuellen und familiären Einflusses auf die Partnerwahl von türkischstämmigen Personen. Anhand der empirischen Analysen konnte gezeigt werden, dass einige der theoretischen Erklärungsmuster, die sich in Transformationsländern wie der Türkei (Fox 1975; Klaus 2008) oder Nepal (Ghimire et al. 2006) bewährt haben, sich erfolgreich auf Migrantenfamilien anwenden lassen. Insofern lässt sich die Migrationssituation, zumindest für einige Bereiche des familialen Handelns, als eine Art beschleunigte Transformation von einem deszendenz- zu einem affinalverwandtschaftlichen Regime verstehen. Bildung spielt wie in den Transformationsländern auch bei den Migrantenfamilien eine zentrale Rolle für diesen Regimewechsel. Die empirischen Analysen mit den türkischstämmigen Personen konnten bestätigen, dass der individuelle Einfluss auf die Partnerwahl mit steigender Bildung einer Person zunimmt, wie das bereits aus einer Reihe von Studien aus Transformationsländern bekannt war (Ghimire et al. 2006; Thornton, Chang, und Lin 1994; Fox 1975; Blood 1967). Ebenso hat sich gezeigt, dass Freizeitaktivitäten den individuellen Einfluss auf die Partnerwahl erhöhen, was mit den dadurch generierten Kennenlernchancen von potentiellen Partnerinnen und Partnern außerhalb der Familie erklärt wurde. Dies ist ein Befund, der bereits in einer Studie aus Nepal nachgewiesen werden konnte (Ghimire et al. 2006).

Des Weiteren scheint Religiosität in der Migrationssituation wie im Herkunftsland (Fox 1975) einen konservierenden Einfluss auf die familienorientierte Partnerwahl zu haben. An dieser Stelle muss aber angemerkt werden, dass der hier verwendete Religiositätsindikator, nämlich die Häufigkeit

⁸ Für den Fall, dass der Geschlechtseffekt vollständig über die Häufigkeit außerfamiliärer Aktivitäten vermittelt wäre, dürfte es bei gleichzeitiger Inklusion beider Variablen im Regressionsmodell keinen Geschlechtseffekt geben.

von Moscheebesuchen oder religiösen Veranstaltungen, neue Formen muslimischer Religiosität nur begrenzt erfassen kann. Einige Befunde vor allem aus der qualitativen Sozialforschung weisen darauf hin, dass sich bei den Kindern von muslimischen Immigrierten eine Gruppe herausgebildet hat, die ähnlich den jungen Menschen in urbanen Zentren muslimischer Länder (Badran 1999; Moghadam 2002; Göle 1996), einen vergleichsweise progressiven Islam praktizieren (Klinkhammer 2000; Nökel 2002; Karakaşoğlu-Aydin 2000; Tietze 2001). Dieser „neue Islam“, manchmal auch „Neo-Islam“ genannt, zeichnet sich durch eine Re-Interpretation islamischer Kodizes aus, so dass ein Geschlechteregalitarismus ebenso selbstverständlich wird wie eine Verurteilung traditioneller Partnerwahlformen als unislamisch (Nökel 2002, S. 221). Die Studien zeigen gleichzeitig, dass diese „moderne Idee des Islam“ (Stauth 2000, S. 14) außerhalb von Moscheen und stärker im Privaten oder in informellen Netzwerken praktiziert wird (Nökel 2002, S. 46, 62 ff.), weshalb mit herkömmlichen Religiositätsindikatoren wie der abgefragten Häufigkeit von Moscheebesuchen diese Form muslimischer Religiosität nicht ausreichend erfasst wird. Der Befund aus der vorliegenden Studie trifft daher vor allem für eine konservative Auslegung muslimischen Glaubens zu, wie sie eher in Moscheen zu finden ist. Neuere Befragungsinstrumente, mit denen auch andere Formen von Religiosität erfasst werden können, müssen daher zeigen, inwieweit sich der hier und bereits in anderen Studien (Diehl und König 2009, 2011) nachgewiesene Konnex zwischen Tradition und Religion aufrechterhalten lässt.

In dem vorliegenden Artikel wurde zudem überprüft, ob Kontakte mit Deutschen auf Primärgruppenebene, die als besonders harter Akkulturationsindikator betrachtet werden können, den Übergang vom deszendenz- zum affinalverwandtschaftlichen System beschleunigen. Lediglich solche Kontakte im Verwandtschaftsnetzwerk der Befragungsperson erwiesen sich als signifikanter Prädiktor für eine Partnerwahl ohne familiäre Partizipation. Für Kontakte mit Deutschen im eigenen Freundschaftsnetzwerk konnte nicht einmal ein tendenzieller Effekt in die vorhergesagte Richtung nachgewiesen werden. Folglich reicht die Akkulturation des Kindes (bzw. der Befragungsperson) allein nicht aus, um die familiäre Partizipation an der Partnerwahl zu senken. Erst wenn die Akkulturation auch das Verwandtschaftsnetzwerk erreicht hat, vollzieht sich ein Übergang vom familienorientierten zum individuellen Partnerwahlmodus. Diese intrafamiliäre Akkulturationsdiskrepanz, insbesondere zwischen den älteren und jüngeren Migrantengenerationen, ist bereits seit den 1990er Jahren in der Forschungsliteratur häufig thematisiert und für einen statistisch bedeutenden Teil von Migrantenfamilien empirisch nachgewiesen worden. Portes hat in diesem Zusammenhang auch den Begriff der „dissonant acculturation“ geprägt (vgl. Portes 1997; Portes et al. 2009 für einen Überblick zur theoretischen Diskussion und zu empirischen Befunden).

Dissonante Akkulturation in Bezug auf das Partnerwahlverhalten könnte das Konfliktpotenzial innerhalb der Familie steigern, wenn Kinder auf eine Partnerwahl nach westlichem Vorbild, also ohne familiäre Beteiligung, bestehen, Eltern und andere Familienmitglieder, deren Akkulturation weniger fortgeschritten ist, aber weiterhin Einfluss ausüben möchten. Wie groß dieses Potenzial ist, muss die

zukünftige Forschung beantworten. Dabei gilt es auch zu untersuchen, wie solche Konflikte ausgetragen oder welche Konfliktlösungsstrategien angewandt werden. Für die Türkei ist bekannt, dass eine solche Strategie die sogenannte „Brautentführung“ (*kız kaçırma*) ist, die eher einem gemeinsamen „Durchbrennen“ der Partner entspricht (Bates 1974; Sertel 1969; Kudat 1974; Schiffauer 1987, S. 205–207). Befunde aus der Türkei weisen auf einen Anteil von knapp 10 % unter allen Partnerschaften hin (Timur 1981, S. 70–71; Klaus 2008, S. 69). Diesbezügliche Zahlen für Migrantenfamilien liegen nicht vor und deren Erfassung sollte ebenfalls Ziel zukünftiger Studien sein.

Das „Durchbrennen“ gestaltet sich wahrscheinlich deutlich schwerer wenn dies nicht zusammen mit der Partnerin oder dem Partner, sondern allein geplant und ausgeführt werden muss, was nämlich der Fall ist, wenn eine Person gegen ihren Willen verheiratet werden soll. Mirbach et al. (2011) haben für das Jahr 2010 deutschlandweit alle Fälle zusammengetragen, in denen Personen bei einer Beratungseinrichtung um Hilfe erbeten haben, weil sie gegen ihren Willen verheiratet wurden oder werden sollten. Aus den Ergebnissen geht u. a. hervor, dass Frauen viel häufiger als Männer betroffen sind, denn von den 773 dokumentierten Fällen waren lediglich 37 männlich.

Die hier durchgeführten Analysen konnten ebenfalls bestätigen, dass der familiäre Einfluss bei der Partnerwahl der Töchter ausgeprägter ist. Dieser Befund knüpft an einer Reihe von Studien aus Transformationsländern an (Emran et al. 2009; Timur 1981; Blood 1967; Apostolou 2010) und offenbart das im Vergleich zu den Söhnen höhere Konfliktpotenzial zwischen Töchtern und Eltern wenn es um die Partnerwahl geht. Schließlich wurde überprüft, ob sich der geschlechtsspezifische familiäre Einfluss auch darin begründet, dass Töchter seltener Gelegenheiten haben, selbst einen Partner kennenzulernen und daher zwecks Partnerfindung häufiger auf die Familie angewiesen sind als Söhne. Die Annahme konnte empirisch bestätigt werden, wenngleich die ungünstigeren Gelegenheitsstrukturen der Töchter nur einen kleinen Teil der Erklärung ausmachten und normative Ursachen wie Geschlechterrollen wahrscheinlich eine viel größere Rolle haben.

Angesichts der Präsenz des Themas im öffentlichen Diskurs mag es verwundern, warum in Deutschland bisher so gut wie keine Forschung auf diesem Gebiet betrieben wurde. Dabei wäre es auch relevant zu untersuchen, wie sich das Leben *nach* der Partnerwahl gestaltet und ob sich z. B. die Partnerschaftszufriedenheit (und damit zusammenhängend die Lebenszufriedenheit) unterscheidet, je nachdem, ob die Partnerwahl allein oder zusammen mit der Familie entschieden wurde. Abschließend lässt sich somit feststellen, dass die Forschung zu diesem in der Öffentlichkeit häufig diskutierten Thema noch in den Kinderschuhen steckt und es noch viel Potenzial für zukünftige Forschungsvorhaben auf diesem Gebiet gibt.

7. Literatur

- Acock, Alan C. 2005. Working with Missing Values. *Journal of Marriage and Family* 67: 1012–1028.
- Alexander, Amy C., und Christian Welzel. 2011. Islam and Patriarchy: How Robust is Muslim Support for Patriarchal Values? *International Review of Sociology* 21: 249–276.
- Allison, Paul. 2012. When Can You Safely Ignore Multicollinearity?

- <http://statisticalhorizons.com/multicollinearity> (Zugegriffen Juni 3, 2015).
- Allport, Gordon Willard. 1954. *The Nature of Prejudice*. Reading: Addison Wesley.
- Apostolou, Menelaos. 2010. Sexual Selection Under Parental Choice in Agropastoral Societies. *Evolution and Human Behavior* 31: 39–47.
- Badran, Margot. 1999. Toward Islamic Feminisms: A Look at the Middle East. In *Hermeneutics and Honor: Negotiating Female „Public“ Space in Islamic/ate Societies*, Hrsg. Asma Afsaruddin, 159–188. Cambridge, Mass.: Harvard University, Center for Middle Eastern Studies.
- Bates, Daniel G. 1974. Normative and Alternative Systems of Marriage Among the Yörük of Southeastern Turkey. *Anthropological Quarterly* 47: 270–287.
- Baykara-Krumme, H. 2015. Impacts of Migration on Marriage Arrangement: A Comparison of Turkish Families in Turkey and Western Europe. *Journal of Family Issues*. <http://jfi.sagepub.com/cgi/doi/10.1177/0192513X15594205> (Zugegriffen November 5, 2015).
- Baykara-Krumme, Helen. 2010. *Die Berliner pairfam Studie - Ein Methodenbericht. Dokumentation der Vorstudie zur Befragung von Personen mit Migrationshintergrund im Rahmen des Familienpanels pairfam*. TU Chemnitz http://www.pairfam.uni-bremen.de/uploads/tx_sibibtex/arbeitspapier_16p.pdf (Zugegriffen Februar 21, 2012).
- Blood, Robert O. 1967. *Love Match and Arranged Marriage*. New York: Free Press.
- Boos-Nünning, Ursula, und Yasemin Karakaşoğlu. 2005. *Viele Welten leben: Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund*. Münster: Waxmann <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung4/Pdf-Anlagen/viele-welten-lang,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (Zugegriffen Juli 2, 2015).
- Bozon, Michel, und Wilfried Rault. 2013. Where do People Meet Their First Sexual Partner and Their First Life Partner? *Population and Societies*.
- Brewster, Karin L., und Irene Padavic. 2000. Change in Gender-Ideology, 1977–1996: The Contributions of Intracohort Change and Population Turnover. *Journal of Marriage and Family* 62: 477–487.
- Büyükçelebi, Ismail. 2003. *Living in The Shade of Islam: A Comprehensive Reference of Theory and Practice*. Rutherford, NJ: The Light Inc.
- Caldwell, John C. 1980. Mass Education as a Determinant of the Timing of Fertility Decline. *Population and Development Review* 6: 225–255.
- Caldwell, John C. 1982. *Theory of Fertility Decline*. New York: Academic Press.
- Caldwell, John C., P. H. Reddy, und Pat Caldwell. 1983. The Causes of Marriage Change in South India. *Population Studies* 37: 343–361.
- Diehl, Claudia, und Michael Blohm. 2008. Die Entscheidung zur Einbürgerung: Optionen, Anreize und identifikative Aspekte. In *Migration und Integration. Sonderheft 48 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 437–464. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Diehl, Claudia, und Matthias König. 2009. Religiosität türkischer Migranten im Generationenverlauf: Ein Befund und einige Erklärungsversuche. *Zeitschrift für Soziologie* 38: 300–319.
- Diehl, Claudia, und Matthias König. 2011. Religiosität und Geschlechtergleichheit – Ein Vergleich türkischer Immigranten mit der deutschen Mehrheitsbevölkerung. In *Politik und Islam*, Hrsg. Hendrik Meyer und Klaus Schubert, 191–215. VS Verlag für Sozialwissenschaften http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93022-0_9.
- Eagly, Alice H. 1987. *Sex Differences in Social Behavior: A Social-Role Interpretation*. Hillsdale N. J.: Erlbaum.
- Eagly, Alice H., und Antonio Mladinic. 1989. Gender Stereotypes and Attitudes Toward Women and Men. *Personality and Social Psychology Bulletin* 15: 543–558.
- Eagly, Alice H., Wendy Wood, und Amanda B. Diekmann. 2000. Social Role Theory of Sex Differences and Similarities: A Current Appraisal. In *The developmental social psychology of gender*, Hrsg. Thomas Eckes und Hanns M Trautner, 123–174. Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Emerson, Richard M. 1962. Power-dependence relations. *American Sociological Review* 27: 31–41.
- Emran, M. Shahe, Fenohasina Maret, und Stephen C Smith. 2009. *Education and Freedom of Choice: Evidence from Arranged Marriages in Vietnam*. IIEP-WP-2009-15. Department of Economics, George Washington University.

- Fox, Greer Litton. 1975. Love Match and Arranged Marriage in a Modernizing Nation: Mate Selection in Ankara, Turkey. *Journal of Marriage and Family* 37: 180–193.
- Gapp, Patrizia. 2007. Konflikte zwischen den Generationen? Familiäre Beziehungen in Migrantenfamilien. In *Leben in zwei Welten zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation*, Hrsg. Hilde Weiss, 131–151. Wiesbaden, Germany: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ghimire, Dirgha J., William G. Axinn, Scott T. Yabiku, und Arland Thornton. 2006. Social Change, Premarital Nonfamily Experience, and Spouse Choice in an Arranged Marriage Society. *American Journal of Sociology* 111: 1181–1218.
- Göle, Nilüfer. 1996. *The Forbidden Modern: Civilization and Veiling*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Goode, William J. 1970. *World Revolution and Family Patterns*. New York; London: The Free Press; Collier Macmillan.
- Goody, Jack. 1983. *The Development of the Family and Marriage in Europe*. Cambridge [Cambridgeshire]; New York: Cambridge University Press.
- Goody, Jack. 1990. *The Oriental, the Ancient and the Primitive: Systems of Marriage and the Family in the Pre-industrial Societies of Eurasia*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gordon, Milton Myron. 1964. *Assimilation in American Life: The Role of Race, Religion, and National Origins*. New York: Oxford University Press <http://site.ebrary.com/id/10142040> (Zugegriffen Mai 10, 2012).
- Granato, Mona, und Vera Meissner. 1994. *Hochmotiviert und abgebremst. Junge Frauen ausländischer Herkunft in der Bundesrepublik Deutschland: Eine geschlechtsspezifische Analyse ihrer Bildungs- und Lebenssituation*. Bielefeld: Bertelsmann.
- Gündüz-Hoşgör, Ayşe, und Jeroen Smits. 2007. The Status of Rural Women in Turkey: What is the Role of Regional Differences. In *From patriarchy to empowerment: Women's participation, movements, and rights in the Middle East, North Africa, and South Asia*, Hrsg. Valentine Moghadam, 180–202. Syracuse N.Y.: Syracuse University Press.
- Hajnal, John. 1982. Two Kinds of Preindustrial Household Formation System. *Population and Development Review* 8: 449–494.
- Hewstone, Miles. 2004. *Neuere Forschungen über Intergruppenkonflikte: Konsequenzen für den Umgang mit Migration und Integration*. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-110389>.
- Hoffman, Lois W. 1977. Changes in Family Roles, Socialization, and Sex Differences. *American Psychologist* 32: 644–657.
- Hortaçsu, Nuran. 2007. Family- Versus Couple-Initiated Marriages in Turkey: Similarities and Differences Over the Family Life cycle. *Asian Journal Of Social Psychology* 10: 103–116.
- Hortaçsu, Nuran. 2003. Marriage in Turkey. In *Mate selection across cultures*, Hrsg. Raeann R Hamon und Bron B Ingoldsby, 155–72. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Huinink, Johannes et al. 2011. Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam): Conceptual Framework and Design. *Zeitschrift für Familienforschung* 23: 77–100.
- İlkkaracan, Pinar. 1996. *Domestic Violence and Family Life as Experienced by Turkish Immigrant Women in Germany*. http://dl.dropbox.com/u/64736171/3_14.pdf (Zugegriffen Oktober 27, 2011).
- İlkkaracan, Pinar. 2000. Exploring the context of women's sexuality in Eastern Turkey. In *Women and sexuality in Muslim societies*, Hrsg. Pinar İlkkaracan, 229–244. Istanbul: Women for Women's Human Rights.
- İlkkaracan, Pinar. 1998. Exploring the context of women's sexuality in Eastern Turkey. *Reproductive Health Matters* 6: 66–75.
- Inglehart, Ronald, und Pippa Norris. 2003. *Rising Tide: Gender Equality and Cultural Change Around the World*. Cambridge, UK; New York: Cambridge University Press.
- Kalmijn, Matthijs, und H. Flap. 2001. Assortative Meeting and Mating: Unintended Consequences of Organized Settings for Partner Choices. *Social Forces* 79: 1289–1312.
- Karakaşoğlu-Aydin, Yasemin. 2000. *Muslimische Religiosität und Erziehungsvorstellungen: Eine empirische Untersuchung zu Orientierungen bei türkischen Lehramts- und Pädagogik-Studentinnen in Deutschland*. Frankfurt: IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

- Kazgan, Gülten. 1981. Labour Force Participation, Occupational Distribution, Educational Attainment and the Socio-Economic Status of Women in the Turkish Economy. In *Women in Turkish society*, Hrsg. Nermin Abadan-Unat, 131–159. Leiden, The Netherlands: E. J. Brill.
- Kelek, Necla. 2008. Heirat ist keine Frage. In *Zwangsverheiratung in Deutschland*, Hrsg. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend (BMFSFJ), 83–98. Baden-Baden: Nomos-Verl.
- Khoury, S. A., und D. Massad. 1992. Consanguineous Marriage in Jordan. *American Journal of Medical Genetics* 43: 769–775.
- Klaus, Daniela. 2008. *Sozialer Wandel und Geburtenrückgang in der Türkei: der „Wert von Kindern“ als Bindeglied auf der Akteursebene*. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90979-0> (Zugegriffen August 3, 2014).
- Klinkhammer, Gritt. 2000. *Moderne Formen islamischer Lebensführung: Eine qualitativ-empirische Untersuchung zur Religiosität sunnitisch geprägter Türkinnen der zweiten Generation in Deutschland*. Marburg: Diagonal-Verl.
- Kudat, Ayse. 1974. Institutional Rigidity and Individual Initiative in Marriages of Turkish Peasants. *Anthropological Quarterly* 47: 288–303.
- Leibold, Jürgen, Steffen Kühnel, und Wilhelm Heitmeyer. 2006. Abschottung von Muslimen durch generalisierte Islamkritik? *Aus Politik und Zeitgeschichte* 1-2: 3–10.
- Luhmann, Niklas. 1982. *Liebe als Passion: zur Codierung von Intimität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Macfarlane, Alan. 1986. Who Controls the Marriage Decision? In *Marriage and Love in England: Modes of Reproduction 1300-1840*, Hrsg. Alan Macfarlane, 119–147. New York: Blackwell.
- Mirbach, Thomas, S Müller, und Katrin Triebel. 2006. *Ergebnisse einer Befragung zu dem Thema Zwangsheirat in Hamburg*. Hamburg: Johann Daniel Lawaetz-Stiftung <http://eu-kompetenz-lawaetz.de/fileadmin/eu-kompetenz/dokumente/Bericht%20Zwangsheirat%20Hamburg%20Oktober%202006.pdf> (Zugegriffen Mai 12, 2012).
- Mirbach, Thomas, Torsten Schaak, und Katrin Triebel. 2011. *Zwangsverheiratung in Deutschland. Anzahl und Analyse von Beratungsfällen*. Berlin: Barbara Budrich.
- Moghadam, Valentine M. 2002. Islamic Feminism and its Discontents: Toward a Resolution of the Debate. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 27: 1135–1171.
- Murdock, George P., und Caterina Provost. 1973. Factors in the Division of Labor by Sex: A Cross-cultural Analysis. *Ethnology* 203–225.
- Muthén, Bengt O, und Linda K Muthén. 2012. *Mplus User's Guide Version 7*. Los Angeles: Muthén & Muthén.
- Nauck, Bernhard. 2001a. Der Wert von Kindern für ihre Eltern. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53: 407–435.
- Nauck, Bernhard. 2001b. Generationenbeziehungen und Heiratsregimes. Theoretische Überlegungen zur Struktur von Heiratsmärkten und Partnerwahlprozessen am Beispiel der Türkei und Deutschland. In *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*, Hrsg. Thomas Klein, 35–55. Opladen: Leske + Budrich.
- Nauck, Bernhard, Annette Kohlmann, und Heike Diefenbach. 1997. Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 49: 477–499.
- Nökel, Sigrid. 2002. *Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam: Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken. Eine Fallstudie*. Bielefeld: Transcript.
- Okin, Susan Moller. 1995. Inequalities Between the Sexes in Different Cultural Contexts. In *Women, culture, and development: A study of human capabilities*, Hrsg. Martha Craven Nussbaum und Jonathan Glover, 274–297. New York: Oxford University Press.
- Pettigrew, Thomas F. 1997. Generalized Intergroup Contact Effects on Prejudice. *Personality and Social Psychology Bulletin* 23: 173–185.
- Pettigrew, Thomas F. 1998. Intergroup Contact Theory. *Annual Review of Psychology* 49: 65–85.
- Portes, Alejandro. 1997. Immigration Theory for a New Century: Some Problems and Opportunities. *International Migration Review* 31: 799–825.
- Portes, Alejandro, Patricia Fernández-Kelly, und William Haller. 2009. The Adaptation of the

- Immigrant Second Generation in America: A Theoretical Overview and Recent Evidence. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 35: 1077–1104.
- Portes, Alejandro, und Ruben Rumbaut. 2001. *Legacies: The Story of the Immigrant Second Generation*. Berkeley; New York: University of California Press; Russell Sage Foundation.
- Rindfuss, Ronald R., und S. Philip Morgan. 1983. Marriage, sex, and the first birth interval: The quiet revolution in Asia. *Population and Development Review* 9: 259–278.
- Rubin, Donald B. 1987. *Multiple Imputation for Nonresponse in Surveys*. New York: Wiley.
- Schiffauer, Werner. 1987. *Die Bauern von Subay: Das Leben in einem türkischen Dorf*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schroedter, Julia Henrike. 2013. *Ehemuster von Migranten in Westdeutschland*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden <http://link.springer.com/10.1007/978-3-658-00627-3> (Zugegriffen Mai 21, 2014).
- Schröttle, Monika. 2008. Zwangsverheiratung, Gewalt und Paarbeziehungen von Frauen mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland – Differenzierung statt Polarisierung. In *Zwangsverheiratung in Deutschland*, Hrsg. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend (BMFSFJ), 145–166. Baden-Baden: Nomos-Verl.
- Sertel, Ayse. 1969. Kidnapping and Elopement in Rural Turkey. *Hacettepe Bulletin of Social Sciences and Humanities* 2: 96–104.
- Stauth, Georg. 2000. *Islamische Kultur und moderne Gesellschaft: Gesammelte Aufsätze zur Soziologie des Islams*. Bielefeld: Transcript.
- Strassburger, Gaby. 2003. *Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschliessungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft*. Würzburg: Ergon.
- Thornton, Arland, Jui-Shan Chang, und Hui-Sheng Lin. 1994. From Arranged Marriage Toward Love Match. In *Social Change and the Family in Taiwan*, Hrsg. Arland Thornton und Hui-Sheng Lin, 148–177. Chicago: University of Chicago Press.
- Thornton, Arland, Jui-Shan Chang, und Li-Shou Yang. 1994. Determinants of Historical Changes in Marital Arrangements, Dating, and Premarital Sexual Intimacy and Pregnancy. In *Social Change and the Family in Taiwan*, Hrsg. Arland Thornton und Hui-Sheng Lin, 178–201. Chicago: University of Chicago Press.
- Thornton, Arland, Hui-Sheng Lin, Jui-Shan Chang, und Li-Shou Yang. 1994. Determinants of Historical Changes in Marital Timing. In *Social Change and the Family in Taiwan*, Hrsg. Arland Thornton und Hui-Sheng Lin, 225–244. Chicago: University of Chicago Press.
- Tietze, Nikola. 2001. *Islamische Identitäten: Formen muslimischer Religiosität junger Männer in Deutschland und Frankreich*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Timur, Serim. 1993. Charakteristika der Familienstruktur in der Türkei. In *Die Frau in der türkischen Gesellschaft*, Hrsg. Nermin Abadan-Unat, 56–76. Frankfurt am Main: Dağyeli.
- Timur, Serim. 1981. Determinants of Family Structure in Turkey. In *Women in Turkish society*, Hrsg. Nermin Abadan-Unat, 59–73. Leiden, The Netherlands: E. J. Brill.
- Toprak, Ahmet. 2002. „Auf Gottes Befehl und mit dem Worte des Propheten...“. *Auswirkungen des Erziehungsstils auf die Partnerwahl und die Eheschliessung türkischer Migranten der zweiten Generation in Deutschland*. Herbolzheim: Centaurus.
- Westphal, Manuela, und Judith Katenbrink. 2007. Über Wirklichkeit und Stereotype. Heirat und Partnerwahl in Familien mit Migrationshintergrund. In *Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho: Zuschreibung, Ausgrenzung, Lebensbewältigung und Handlungsansätze im Kontext von Migration und Geschlecht*, Hrsg. Chantal Munsch, Marion Gemende, und Steffi Weber-Unger Rotino. Weinheim; München: Juventa-Verlag.
- van Zantvliet, P. I., M. Kalmijn, und E. Verbakel. 2014. Parental Involvement in Partner Choice: The Case of Turks and Moroccans in the Netherlands. *European Sociological Review* 30: 387–398.

Familialistische vs. individualistische Partnerwahl. Eine Untersuchung der Partnerschaftsqualität bei türkischstämmigen Personen.

Zusammenfassung: Der Beitrag vergleicht die Partnerschaftsqualität von Personen, deren Familie an der Partnerwahl beteiligt war (familialistischer Modus), mit Personen, die ihre Partnerwahl allein entschieden haben (individualistischer Modus). Es werden Türkischstämmige in Berlin (n=218) untersucht. Die Befragung fand 2009 als Begleitstudie des deutschen Familien- und Beziehungspanels *pairfam* statt. Als Methode werden Strukturgleichungsmodelle eingesetzt, um vermittelte Effekte zwischen dem Partnerwahlmodus und der Partnerschaftsqualität testen zu können. Die Befunde zeigen für beide Partnerwahlmodi ein ähnlich hohes Niveau bei der globalen Partnerschaftsqualität, weisen jedoch auf unterschiedliche Wirkpfade hin. Personen mit einer familialistischen Partnerwahl haben Zugang zu mehr familiären Ressourcen. Personen mit einer individualistischen Partnerwahl haben eine höhere Paarinteraktionsqualität. Familiäre Ressourcen und Paarinteraktionsqualität wirken sich positiv auf die Partnerschaftsqualität aus, so dass sich die darüber vermittelten Effekte beider Partnerwahlmodi gegenseitig ausgleichen.

publiziert in: Zeitschrift für Soziologie, 2016, Band 45, Ausgabe 4, S. 357-374

1. Einleitung

In vielen vorindustriellen Gesellschaften stellt die Partnerwahl eine Entscheidung dar, die mit den Eltern und anderen Familienmitgliedern getroffen wird. Das steht im Gegensatz zur Praxis in westlichen Kulturen, in denen die Partnerwahl dem „Liebesideal“ folgt und allein auf dem Willen der Partner basiert (Goode 1970; Goody 1983; Hortaçsu 2003). In Deutschland wird in der öffentlichen Debatte über türkisch- und arabischstämmige Migriertenfamilien die Einflussnahme der Eltern auf die Partnerwahl der Kinder regelmäßig thematisiert (für einen Überblick vgl. Westphal & Katenbrink 2007; Boos-Nünning & Karakaşoğlu 2005: 322–323; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend 2008). Dabei wird häufig die Annahme geäußert, dass Familien ihre Kinder, zumeist Töchter, in Partnerschaften drängen, in denen sie unglücklich werden (z. B. Kelek 2008).

Trotz des öffentlichen Interesses gibt es in Deutschland bisher keine Studie mit quantitativen Daten, die bei Türkischstämmigen oder Personen anderer Herkunft die Konsequenzen einer familiären Beteiligung an der Partnerwahl auf die Partnerschaftsqualität untersucht. Entsprechende Befunde gibt es nur für Länder, in denen diese Form der Partnerwahl lange Zeit die Regel war, wie Japan, Nepal oder der Türkei (Blood 1967; Yelsma & Athappilly 1988; Xu & Whyte 1990; Shachar 1991; Hortaçsu 1997, 1999; Demir & Fişiloğlu 1999; Pimentel 2000; Hoelter u.a. 2004; Myers u.a. 2005; Allendorf & Ghimire 2013). Die Befundlage lässt jedoch keine eindeutigen Schlüsse zu, da einige der Studien einen Zusammenhang zwischen Partnerwahlmodus und Partnerschaftsqualität nachweisen können, andere nicht.

Im Folgenden wird dieser Zusammenhang für Türkischstämmige in Deutschland untersucht. Nach der Vorstellung relevanter Begriffe und einiger Charakteristika der Partnerwahlmodi (2) folgt eine Übersicht und Einordnung bisheriger Befunde (3). Im ersten Theorieteil werden positive (4.1), im zweiten negative Effekte (4.2) einer familiären Beteiligung an der Partnerwahl auf die Partnerschaftsqualität hergeleitet. Anschließend wird das empirisch zu überprüfende Modell vorgestellt (5), die verwendeten Daten (Begleitstudie des deutschen Familien- und Beziehungspanel *pairfam*), die Operationalisierungen (6) und Methodik (Strukturgleichungsmodell) beschrieben (7). Dem Ergebnisteil (8) folgen eine Diskussion und einige Hinweise zu Forschungsdesiderata (9).

2. Partnerwahl im familialistischen Kontext

Eine Partnerwahl, an der Mitglieder der eigenen Herkunftsfamilie beteiligt sind, wird im Folgenden als *familialistische Partnerwahl* bezeichnet, und eine Partnerwahl ohne familiäre Beteiligung als *individualistische Partnerwahl*⁹. Es sind drei Typen der familialistischen Partnerwahl denkbar. Die Familie kann a) Ego kein Mitspracherecht einräumen, b) potentielle Partner vorschlagen und Ego darf

⁹ Diese Begriffe sollen die in einem anderen Aufsatz (Abdul-Rida 2016) verwendeten Begriffe *familienorientierte* und *individuelle Partnerwahl* ersetzen.

ablehnen oder zustimmen, oder c) Ego macht einen Vorschlag und die Familie darf ablehnen oder zustimmen. Die in der öffentlichen Debatte häufig auftauchenden Begriffe „Ehearrangement“ und „Zwangsehe“ sind, neben ihrer normativen Konnotation, nicht einheitlich definiert und werden hier nicht verwendet (für eine ausführlichere Diskussion vgl. Abdul-Rida 2016).

Die familialistische Partnerwahl existiert in vielen nichtwestlichen Gesellschaften, in denen die Familie und Verwandtschaft für ihre Mitglieder eine zentrale Rolle zur Erlangung hoch bewerteter Ressourcen einnehmen (Apostolou 2010; Goody 1996). Thornton u.a. (1994) sprechen von einem *family mode of social organization*, bei dem das Handeln des Einzelnen weitaus stärker und über eine längere Lebensphase hinweg als in westlichen Gesellschaften in den familiären Kontext eingebettet ist. Häufig ist auch die Rede von einem höheren *Familialismus*, der in diesen Gesellschaften herrscht, was auch empirisch bestätigt wird (Nauck & Suckow 2006). Der Begriff bezeichnet eine Einstellungsdimension und wird definiert als die Stärke des „commitment“, familiäre Rollen einzunehmen und familialen Verpflichtungen nachzukommen (Bengtson & Roberts 1991: 857). Im Folgenden werden *Familialismus* und *familialistische Einstellungen* gleichbedeutend verwendet.

Angesichts der ausgeprägten Interdependenz der Familienmitglieder kann sich eine Partnerwahl, die mit dem Verlust oder der Aufnahme eines zusätzlichen (angeheirateten) Mitglieds einhergeht, auf die familiäre Kohäsion auswirken und damit eine wichtige Ressource für alle Familienmitglieder inklusive der Partner tangieren. Ein Paar kann zum Bindeglied zwischen zwei Familien werden und die Akkumulation familiärer Ressourcen ermöglichen (Allendorf 2013). Familienmitglieder können bei der Partnersuche helfen und eine Beratungsfunktion einnehmen (Strassburger 2003), auch weil in vielen familialistischen Gesellschaften voreheliche zwischengeschlechtliche Interaktionen negativ sanktioniert werden und ein persönliches Kennenlernen dadurch erschwert wird (Becker 1991: 341 ff.). Häufig sind Eltern, Geschwister, aber auch Mitglieder des erweiterten Verwandtschaftsnetzwerks an der Partnerwahl beteiligt (Hortaçsu u.a. 2001; Hortaçsu 2003).

Familialistische Einstellungen und Verhaltensmuster erweisen sich auch nach einer Migration in ein westliches Land als relativ stabil. Nauck (1997) findet bei türkischstämmigen Familien in Deutschland einen höheren Familialismus-Grad als bei Familien in der Türkei. Zwei Studien zu Türkischstämmigen in Deutschland (Abdul-Rida 2016) und den Niederlanden (van Zantvliet u.a. 2014) weisen auch auf die Persistenz der familialistischen Partnerwahl hin, die bei knapp der Hälfte der Befragten vorzufinden war. Die Determinanten der Partnerwahl in den beiden Studien ähneln denen früherer Befunde aus der Türkei und anderen Ländern. Mit steigendem Bildungsgrad sinkt die Chance einer familialistischen Partnerwahl, was damit erklärt wird, dass Kinder zu mehr Autonomie gelangen (Allendorf 2013) oder dass sie im Bildungssystem alternative (eher individualistische) Lebensentwürfe kennenlernen (Ghimire u.a. 2006). Religiosität stellt einen weiteren wichtigen Prädiktor für eine familialistische Partnerwahl dar (Fox 1975; Abdul-Rida 2016), wobei möglich ist, dass es sich hierbei vor allem um einen Proxy für familialistische Einstellungen handelt.

Theoretisch können sich Familienmitglieder uneinig über den Modus der Partnerwahl sein.

Mögliches Resultat wäre entweder eine familialistische Partnerwahl, die als Druck- oder Zwangssituation erlebt wird, oder eine individualistische Partnerwahl gegen den Willen der Familie. Empirisch sind die beiden Szenarien aber nicht die Regel (jeweils ca. 5 % aller Partnerwahlentscheidungen), wie die Analysen von Klaus (2008: 69) auf Basis des *Turkish Demographic Health Survey* (TDHS) zeigen¹⁰. In den meisten Fällen handelt es sich um eine einvernehmliche familialistische (50 %) oder einvernehmliche individualistische Entscheidung (40 %). Ähnlich differenzierte Befunde für die Partnerwahl von Türkischstämmigen in Deutschland gibt es bis dato nicht, aber Nauck (1997) konnte bei familialistischen Einstellungen und dem Religiositätsgrad eine mindestens so hohe Eltern-Kind-Übereinstimmung wie bei Familien in der Türkei feststellen.

Eine zentrale Rolle spielen familialistische Einstellungen auch im viel rezipierten Modell der intrafamiliären Solidarität (u. a. Bengtson & Roberts 1991), das den Zusammenhang verschiedener Dimensionen der Solidarität zwischen Mitgliedern einer Herkunftsfamilie beschreibt. Familialistische Einstellungen bzw. Familialismus werden darin an den Anfang der Kausalkette gestellt, da sie am stärksten den kulturellen Kontext reflektieren, in dem eine Person sozialisiert wurde, und am wenigsten den idiosynkratischen Einflüssen der individuellen und familiären Biographie unterliegen. Weiter vorne in der Kausalkette befinden sich die *affektuelle* und *funktionale Solidarität*, die jeweils die emotionale Verbundenheit und den Austausch (materieller und immaterieller) Ressourcen beschreiben und als Maß der Beziehungsqualität zwischen den Familienmitgliedern betrachtet werden können. Die Beziehungsqualität steigt mit dem Grad der familialistischen Einstellungen, weist aber einen insgesamt indiosynkratischeren Charakter auf, da eine Reihe weiterer biographischer Merkmale „specific to a particular relationship in the family“ darauf Einfluss nehmen können (Bengtson & Roberts 1991: 861). Dieser kleine Exkurs zum Solidaritätsmodell liefert wichtige Annahmen, an denen später bei der Hypothesenbildung wieder angeknüpft wird.

3. Übersicht und Einordnung bisheriger Befunde

Die bisherigen Befunde aus der internationalen Forschung zum Einfluss des Partnerwahlmodus auf die Partnerschaftsqualität lassen auf den ersten Blick keine eindeutigen Schlüsse zu. Es gibt ungefähr gleich viele Studien, die eine höhere Partnerschaftsqualität bei Personen mit einer individualistischen Partnerwahl feststellen (Xu & Whyte 1990; Pimentel 2000; Yelsma & Athappilly 1988; Demir & Fişiloğlu 1999; Allendorf & Ghimire 2013) wie Studien, die keinen Einfluss des Partnerwahlmodus auf die Partnerschaftsqualität nachweisen können (Blood 1967; Hoelter u.a. 2004; Hortaçsu 1999; Myers u.a. 2005; Shachar 1991).

Die Studien unterscheiden sich jedoch auch darin, wie Partnerschaftsqualität gemessen wird, wobei die diesbezügliche Heterogenität ein generelles Merkmal quantitativer Untersuchungen zu Partnerschaftsqualität darstellt. Die meisten Messinstrumente lassen sich aber einer von zwei

¹⁰ Die Befunde beziehen sich auf die jüngste Heiratskohorte, da diese der hier verwendeten Stichprobe am nächsten kommt.

allgemeinen Kategorien zuordnen, die zwei unterschiedlichen Messparadigmen zur Erfassung von Partnerschaftsqualität entsprechen. Beim älteren der beiden Paradigmen wird Partnerschaftsqualität primär als Qualität der Paarinteraktion verstanden. Dabei wird eine Skala aus verschiedenen Items gebildet, die z. B. die Häufigkeit gemeinsamer Unternehmungen des Paares (Freizeitaktivitäten, gemeinsame Projekte etc.), die Qualität der Paarkommunikation und andere Bereiche der Paarinteraktion erfassen. Die beiden bekanntesten Skalen heißen *Marital Adjustment Test* (MAT) (Locke & Wallace 1959) und *Dyadic Adjustment Scale* (DAS) (Spanier 1976).

In Abgrenzung zu den *adjustment*-Skalen hat sich seit den 1980er Jahren zunehmend ein zweites Paradigma etabliert, bei dem Partnerschaftsqualität anhand von globalen Evaluationen der eigenen Partnerschaft gemessen wird (Norton 1983; Bradbury u.a. 2000; Funk & Rogge 2007). Entsprechende Frageformulierungen lauten z. B. „Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrer Partnerschaft?“, wobei Norton (1983) die Verwendung mehrerer ähnlich formulierter Fragen und die Bildung einer darauf basierenden Skala empfiehlt. Solche globalen Indizes rücken die Qualität der Paarinteraktion in den Rang eines – wenn auch zentralen – Einflussfaktors auf die Partnerschaftsqualität anstatt, wie bei den *adjustment*-Skalen, Paarinteraktions- und Partnerschaftsqualität gleichzusetzen. Das schafft Raum für die Berücksichtigung von Interaktionssituationen, die sich außerhalb der Paardyade abspielen, z. B. im Familien- oder Freundesnetzwerk.

Die bisherigen Forschungsbefunde erscheinen weniger widersprüchlich, wenn nach den beiden Messparadigmen differenziert wird. Studien mit Interaktionsskalen weisen einen tendenziell negativen Effekt der familialistischen Partnerwahl nach, Studien mit globalen Indikatoren stellen keinen Unterschied fest. In einer Untersuchung in China (n=586), die eine Interaktionsskala einsetzt, haben Personen mit einer individualistischen Partnerwahl eine höhere Partnerschaftsqualität (Xu & Whyte 1990). Eine Studie in Indien (n=106) weist bei drei von vier Interaktionsskalen für Personen mit einer familialistischen Partnerwahl niedrigere Werte nach (Yelsma & Athappilly 1988). Demir und Fişiloğlu (1999) finden ebenfalls niedrigere Skalenwerte für die familialistische Partnerwahl (110.9 vs. 99.2) und verwenden dabei die eingangs erwähnte *Dyadic Adjustment Scale* mit 116 Personen in der Türkei.

Eine andere Untersuchung vergleicht 45 in Indien lebende Personen mit einer familialistischen Partnerwahl mit einigen hundert Autochthonen in den USA, die ihre Partnerwahl allein entschieden haben (Myers u.a. 2005). Bei Dimensionen, die dem Bereich der Paarinteraktion zuzuordnen sind (*love, leisure, humor*) haben die indischen Befragten tendenziell oder signifikant niedrigere Mittelwerte. Bei der globalen Partnerschaftszufriedenheit gibt es hingegen keinen Gruppenunterschied. Eine Studie mit 4000 Personen in Nepal verwendet ein globales Zufriedenheitsitem und kann ebenfalls keinen Unterschied zwischen den Partnerwahlmodi feststellen (Hoelter u.a. 2004), ebenso wie eine Untersuchung in Israel (n=412) (Shachar 1991). Zum gleichen Befund gelangt auch Hortaçsu (1999), die 163 Paare in Ankara mit Hilfe einer Skala aus mehreren globalen Zufriedenheitsitems verglichen hat.

Insgesamt legen die Befunde nahe, dass eine individualistische Partnerwahl günstigere Konditionen

für die Qualität der Paarinteraktion schafft, die familialistische Partnerwahl aber über einen anderen Pfad einen positiven Effekt ausübt, so dass bei beiden Partnerwahlmodi die globale Bewertung der eigenen Partnerschaft gleich ausfällt. Hoelter u.a. (2004: 1135) vermuten hinter dem positiven Effekt der familialistischen Partnerwahl eine größere familiäre Unterstützung des Paares und Hortaçsu (1997) kann eine höhere Interaktionsdichte (*higher family enmeshment*) zwischen dem Paar und dem Verwandtschaftsnetzwerk empirisch nachweisen. Ansonsten bleibt bisher weitgehend im Dunkeln, über welchen kausalen Pfad die familialistische Partnerwahl den negativen Effekt auf die Paarinteraktionsqualität ausgleichen kann. Daher wird im Folgenden ein Erklärungsmodell formuliert, das zum einen den positiven Effekt der familialistischen Partnerwahl auf die globale Partnerschaftsqualität theoretisch herleitet, zum anderen Erklärungen zum negativen Effekt auf die Paarinteraktionsqualität enthält, da auch diesbezüglich nur wenige explizite Erklärungen existieren.

4. Hypothesen zum Einfluss des Partnerwahlmodus auf die Partnerschaftsqualität

Der Ausgangspunkt für die nachfolgende theoretische Modellierung ist das in der Forschung zu Partnerschaftsqualität sehr bekannte Modell von Lewis und Spanier (1979). Das Modell ist empirisch fundiert, da es aus über 300 Studien zusammengestellt wurde, und relativ umfassend, so dass es zahlreiche Anknüpfungspunkte zur Modellierung der hier interessierenden Effekte bietet. Ein derart umfassendes Modell kann nicht alle Einflussfaktoren spezifisch genug behandeln, weshalb einige Erklärungen um theoretische Elemente ergänzt werden, die die entsprechenden Faktoren präziser formulieren.

4.1 Positive Effekte der familialistischen Partnerwahl

Lewis und Spanier (1979) nennen als drei allgemeine Determinanten der Partnerschaftsqualität (1) *social and personal resources*, (2) *satisfaction with life style* und (3) *rewards from spousal interaction*. Die drei Determinanten lassen sich wiederum unterteilen. Bei den ersten beiden wird an mehreren Stellen auf die Bedeutung einer Einbettung des Paares in das familiäre Netzwerk hingewiesen (*community embeddedness*). Vor allem die Beziehung zu den eigenen Eltern und die während der Partnerschaft von ihnen erhaltenen Unterstützungsleistungen spielen dabei eine wichtige Rolle. Als Voraussetzung für die elterliche Unterstützung nennen Lewis und Spanier das „parents' approval of their offspring's mate“ (1979: 276). Sie weisen darauf hin, dass eine persistente Ablehnung der Partnerin oder des Partners durch die Eltern die solidarische Bande zur Herkunftsfamilie schwächen kann, was sich wiederum negativ auf die Partnerschaftsqualität auswirkt.

Anknüpfend an diese Annahmen lässt sich der vermittelte positive Effekt der familialistischen Partnerwahl einfach herleiten. Da ein Hauptziel des familialistischen Partnerwahlmodus die Sicherstellung der familiären Kohäsion ist, werden Heiratsinteressentinnen und -interessenten ausgeschlossen, deren Inklusion in das Familien- und Verwandtschaftsnetzwerk als unwahrscheinlich

erscheint. Diese stärkere Positivselektion von Personen mit familienkompatiblen Merkmalen senkt das Risiko späterer Konflikte zwischen der Herkunftsfamilie und dem Partner oder der Partnerin. Bei Anwendung von Heiders Balancetheorie (1946) können solche Konflikte innerhalb der Beziehungstriade zu einer negativen Änderung der Einstellung einer Person zu ihrer Herkunftsfamilie oder umgekehrt führen und dadurch die Transmission von Ressourcen und Unterstützungsleistungen beeinträchtigen, die auch für die Paarbeziehung Nutzen stiften können.

Das Ausmaß familiärer Unterstützung, die dem Paar bei einer familialistischen Partnerwahl zuteilwird, zeigt sich bereits an den Verhandlungen zwischen den Familienvorständen, die der Partnerwahl unmittelbar vorausgehen und in denen die finanzielle Absicherung des Paares geregelt werden soll. Meistens übernehmen die Familien auch die Kosten der Heiratszeremonie und beteiligen sich maßgeblich an ihrer Organisation (Hortaçsu 2003). Danach kann das Paar bei einer der beiden Familien wohnen bis es in der Lage ist, einen eigenen Haushalt zu gründen (Timur 1981). In späteren Phasen der Partnerschaft kann sich die familiäre Solidarität darin zeigen, dass Familienmitglieder bei der Kinderbetreuung (Salzburger 2015) oder bei basalen Dingen wie der Erledigung von Einkäufen mithelfen.

Neben dieser instrumentellen Form der Unterstützung weist Felmlee (2001: 1261) auf die informationelle (*advice*) und emotionale (*expressions of caring*) Dimension familiärer Unterstützung für das Paar hin. Das Wissen und die Erfahrung insbesondere der älteren Familienmitglieder, die schon bei sich und anderen Verwandten biographische Ereignisse wie eine Heirat oder eine Haushaltsgründung erlebt und organisiert haben, können für das Paar eine wichtige Ressource bei der Realisierung dieser Ereignisse sein.

Die genannten Unterstützungsformen decken sich mit der funktionalen und affektuellen Dimension aus dem oben vorgestellten Solidaritätsmodell (Bengtson & Roberts 1991). Der Modus der Partnerwahl und die Einstellung der Herkunftsfamilie zum Partner oder der Partnerin sind dann als idiosynkratische Einflüsse zu betrachten, die sich – neben den weniger idiosynkratischen familialistischen Einstellungen – auf die Stärke der affektuellen und funktionalen Solidarität bzw. auf die Beziehungsqualität zu den eigenen Eltern und anderen Mitgliedern der Herkunftsfamilie auswirken. In der Forschungsliteratur zu westlichen Familien finden sich einige Befunde mit quantitativen Daten und Methoden, die den positiven Effekt familiärer Ressourcen und Unterstützungsleistungen auf die Partnerschaftsqualität nachweisen (Parks u.a. 1983; Sprecher & Felmlee 1992, 2000; Bryant & Conger 1999; Kearns & Leonard 2004). Hier geht es nun darum, diese Befunde zu erweitern, indem auch der Effekt des Partnerwahlmodus auf die Solidarität zur Herkunftsfamilie und damit indirekt auf die Partnerschaftsqualität aufgezeigt wird.

In der Literatur wird ein weiterer Mechanismus beschrieben, wie eine positive Einstellung der Familie gegenüber dem Paar zur Steigerung der Partnerschaftsqualität beiträgt. Lewis (1973) hat diesen Effekt unter Verweis auf den Symbolischen Interaktionismus und das dortige Konzept der Identitätsbildung theoretisch herausgearbeitet. Ähnlich wie ein Individuum seine Identität in

Interaktion mit signifikanten Anderen bildet, ist die Partnerschaft eine Reflexion dessen, was signifikante Andere wie Familienmitglieder darin sehen und wie sie sich dem Paar gegenüber verhalten. Wenn Familienmitglieder das Paar als soziale Einheit wahrnehmen und dies durch entsprechende Verhaltensweisen und Kommunikation zum Ausdruck bringen, dann manifestiert sich dadurch auch beim Paar diese Vorstellung von sich als sozialer Einheit. Beispielsweise konnte Lewis (1973) nachweisen, dass Paare, die zu Familienessen und anderen wichtigen Familienereignissen eingeladen wurden, eine signifikant höhere Partnerschaftsqualität hatten als Paare, die nicht von solchen Erfahrungen berichten konnten. Ebenso wirkte es sich positiv auf die Partnerschaftsqualität aus, wenn Familienmitglieder dem Paar Komplimente machten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die familialistische Partnerwahl zu einer Positivselektion von Partnern bzw. Partnerinnen mit familienkompatiblen Eigenschaften führt. Das schafft günstige Voraussetzungen für ein konfliktarmes Verhältnis zwischen Eltern, anderen Mitgliedern der Herkunftsfamilie und dem eigenen Partner bzw. der eigenen Partnerin. Eine positive Einstellung der Herkunftsfamilie zur Partnerschaft führt dann auf zweierlei Weise zur Steigerung der Partnerschaftsqualität. Erstens durch eine Stärkung der solidarischen Bande (emotional, funktional) zu den Mitgliedern der Herkunftsfamilie und zweitens durch eine Validierung der Partnerschaft und Festigung der Paaridentität.

4.2 Negative Effekte einer familialistischen Partnerwahl auf die Partnerschaftsqualität

Die dritte und umfassendste der drei allgemeinen Determinanten der Partnerschaftsqualität aus dem Modell von Lewis und Spanier (1979) verweist auf die Nutzengewinne, die sich aus der Paarinteraktion ergeben (*rewards from spousal interaction*). Als Voraussetzungen für solche Gewinne nennen die Autoren u. a. Vertrautheit und Offenheit in der Paarkommunikation, gemeinsame Freizeitaktivitäten, Ähnlichkeit in den Einstellungen und den persönlichen Merkmalen, Rollenkompatibilität, effektive Problemlösungsstrategien, gegenseitiger Respekt, Austausch von Affekten und sexuelle Zufriedenheit. Die individualistische Partnerwahl, so lautet hier die Annahme, schafft günstigere Voraussetzungen für die Produktion von Paarinteraktionsnutzen als die familialistische Partnerwahl. Vier Mechanismen, die im Folgenden einzeln hergeleitet werden, spielen dabei eine Rolle.

1) *Unterschiedliche Gewichtung der Partnerwahlkriterien.* Erstens müssen, da die Familie keinen Einfluss auf die Entscheidung ausübt, keine Kompromisse bei der Paarkompatibilität zugunsten der Familienkompatibilität der Partnerin oder des Partners in Kauf genommen werden. Die Höhe des Paarinteraktionsnutzens wird dadurch zum bestimmenden Faktor bei der Entscheidung für oder gegen eine Person. Bei der familialistischen Partnerwahl wird dagegen auch die Einstellung der Familie gegenüber der potentiellen Partnerin oder dem Partner zum Partnerwahlkriterium, so dass gegebenenfalls auf den maximal möglichen Paarinteraktionsnutzen verzichtet werden muss, wenn die Familienkompatibilität hoch genug ist und eine erfolgreiche Inklusion des Partners bzw. der Partnerin

in das Familiennetzwerk als wahrscheinlich gilt.

2) *Unterschiedlich hohe Kosten der Beschaffung partnerrelevanter Informationen.* Ein häufiges Merkmal familialistischer Gesellschaften ist eine negative Sanktionierung zwischengeschlechtlicher vorehelicher Kontakte (Abu-Lughod 1986; Hortaçsu 2003). Im Extremfall lernt sich das Paar erst am Tag der Hochzeit kennen (İlkkaracan 1998), womit Informationen über den Nutzen der Paarinteraktion nur indirekt akquiriert und von anderen Merkmalen abgeleitet werden müssen. Einer individualistischen Partnerwahl geht hingegen eine intensivere Kennenlernphase voraus mit zahlreichen Interaktionsgelegenheiten (Hortaçsu 1997: 18). Das schafft eine verlässlichere Informationsgrundlage bei der Entscheidung für oder gegen einen Partner oder eine Partnerin und führt, im Vergleich zur familialistischen Partnerwahl, zu einer stärkeren Positivselektion von Merkmalen, die eine nutzenstiftende Paarinteraktion begünstigen.

Die Annahmen über diesen zweiten Mechanismus lassen sich aus dem familienökonomischen Ansatz von Gary S. Becker herleiten, im Speziellen aus seinen Ausführungen über die Beschaffenheit von Partnermärkten und über den Einfluss von Kosten der Partnersuche auf die Partnerschaftsqualität (Becker 1991: Kap. 10). Becker zufolge hängt die Qualität einer Partnerschaft maßgeblich von der Menge und Akkuratez der in ihrem Vorfeld akkumulierten Informationen über den zukünftigen Partner oder der Partnerin ab. Eine besonders hohe Verlässlichkeit haben dabei Informationen, die durch direkte Interaktionen (*direct assessments*) gewonnen werden. Das gilt insbesondere für „difficult-to-assess traits“ wie Einstellungen oder Persönlichkeitsmerkmale der Partnerin oder des Partners, aber auch Merkmale der dyadischen Beziehung, zu denen Becker den Grad der „Liebe“ zählt (Becker 1991: 327), womit er implizit auf den aus der Paarinteraktion generierten Nutzen verweist.

Die Informationsbeschaffung, so führt er weiter aus, kann, abhängig von den Rahmenbedingungen, mit unterschiedlich hohen Kosten verbunden sein. Je höher die Kosten der Informationsbeschaffung sind, umso geringer sollten Menge und Qualität der im Vorfeld der Partnerschaft gesammelten Informationen und damit auch der spätere Interaktionsnutzen ausfallen. Die negativen Sanktionen, die im Falle von zwischengeschlechtlichen vorehelichen Kontakten in familialistischen Kulturen drohen, stellen einen wichtigen Kostenfaktor für die Informationsbeschaffung mittels persönlicher Interaktionen dar. Dieser Kostenfaktor fällt in individualistisch geprägten Kontexten aufgrund der deutlich geringeren Geschlechtersegregation kleiner aus, weshalb von einem höheren Nutzenniveau der Paarinteraktion ausgegangen werden muss.

3) *Unterschiedlich hohes Investment in Paarinteraktionen.* Der dritte Mechanismus basiert auf der Annahme, dass Personen in familialistisch geprägten Kontexten weniger Ressourcen zur Verfügung haben, die sie in nutzenstiftende Interaktionen mit der Partnerin oder dem Partner investieren können. Eine Einbettung des Paares in das familiäre Netzwerk bedeutet zwar die Gewährung von Unterstützungsleistungen durch die Eltern und andere Familienmitglieder, impliziert aber gleichzeitig eine „Rückerstattungsverpflichtung“ dieser Gaben durch das Paar. Die normative Geltung des Reziprozitätsprinzips macht auch bei familiären Beziehungen keine Ausnahme (Hollstein 2005; Nauck

1997; Nauck & Suckow 2006). Die zeitlichen und materiellen Ressourcen, die in das familiäre Netzwerk investiert werden müssen, fehlen daher für die Ausgestaltung von Paarinteraktionen. Ein ähnlicher kausaler Mechanismus findet sich beim häufig bestätigten negativen Effekt von Kindern auf die Partnerschaftsqualität, insbesondere von Neugeborenen (Claxton & Perry-Jenkins 2008; Crohan 1996; Glenn 1990). Auch dort sind es fehlende Ressourcen –die in diesem Fall in die Kinderfürsorge investiert werden müssen –, die eine Realisierung nutzenstiftender Paarinteraktionen wie Freizeitaktivitäten oder den Austausch von Affekten zwischen den Partnern erschweren.

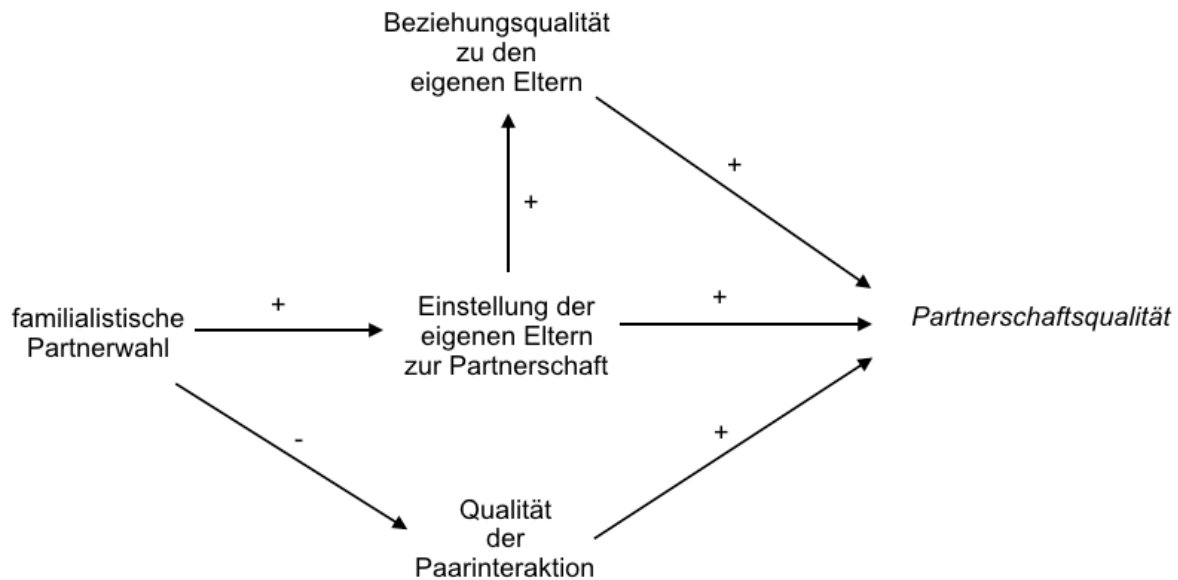
4) *Unterschiedlich hohe Trennungswahrscheinlichkeit.* Angesichts der in familialistischen Gesellschaften stärkeren Einbettung des Paares in das Familiennetzwerk und der höheren Verflechtung von Paar- und Familienaktivitäten (Nauck 2001) hat der Abbruch einer Paarbeziehung Konsequenzen für das gesamte Netzwerk und dessen Kohäsion, und bedroht damit eine wichtige Ressource für alle Mitglieder, das Paar eingeschlossen. Die hohen Kosten einer Trennung wirken dann als Trennungsbarriere, die in individualistischen Kontexten wegen der größeren Exklusivität der Paarbeziehung und der geringeren Verflechtung mit dem Familiennetzwerk niedriger sein sollte.

Lewis und Spanier (1979) haben die Rolle von sozialen Trennungsbarrieren erkannt und zu einem festen Bestandteil ihres Modells gemacht. Dabei stützen sie sich auf die Vorarbeiten von Levinger (1976), der explizit auf die Verwandtenehe als Beispiel für das Bestehen hoher sozialer Trennungsbarrieren verweist. Aufgrund der niedrigeren Trennungskosten in individualistischen Kontexten wird bei sinkendem Paarinteraktionsnutzen der Schwellenwert schneller erreicht, ab dem ein Verbleib in der Paarbeziehung weniger Nutzen (bzw. mehr Kosten) generiert als ein Abbruch. Personen mit einer familialistischen Partnerwahl führen die Paarbeziehung auch unterhalb dieses Schwellenwerts fort. Ein Vergleich zwischen Personen mit individualistischer und familialistischer Partnerwahl sollte auch deshalb für Letztere einen niedrigeren Paarinteraktionsnutzen zeigen.

Der Schwellenwert des Paarinteraktionsnutzens, ab dem die Paarbeziehung abgebrochen wird, kann aber auch deshalb bei der familialistischen Partnerwahl niedriger liegen, weil die Ressourcen, die dem Paar in familialistischen Netzwerken zur Verfügung stehen, die niedrigen Paarinteraktionsgewinne besser zu kompensieren vermögen als bei Paaren ohne familiäre Einbindung.

5. Untersuchungsziel und methodischer Zugang

Abb. 1 Theoretisches Kausalmodell zum Einfluss des Partnerwahlmodus auf die Partnerschaftsqualität



Bisherige empirische Untersuchungen stützen sich nur auf Ausschnitte der hier interessierenden Kausalkette, nämlich auf das erste (Partnerwahlmodus) und letzte Glied (Partnerschaftsqualität). Nicht-signifikante Unterschiede zwischen Personen mit individualistischer und familialischer Partnerwahl können dann zur falschen Schlussfolgerung führen, dass der Partnerwahlmodus keinen Effekt auf die Partnerschaftsqualität hat. Auf vermittelnde Einflussfaktoren zwischen den beiden Variablen, und das legen die hier formulierten theoretischen Annahmen nahe, sollten die Partnerwahlmodi sehr wohl unterschiedlich wirken. Jedoch können sich die über diese Pfade vermittelten Effekte aufgrund ihrer unterschiedlichen Vorzeichen am Ende der Kausalkette gegenseitig aufheben. Eine auf die Partnerschaftsqualität beschränkte Betrachtung des Effekts des Partnerwahlmodus lässt daher nicht die unterschiedliche Kausalstruktur erkennen, die den beiden Partnerwahlmodi zugrunde liegt.

Die vorliegende Untersuchung vergleicht nicht nur beide Partnerwahlmodi hinsichtlich der Qualität der Partnerschaft, sondern richtet auch den Blick auf die vermittelnden Einflussfaktoren (Mediatoren). Hierzu wird ein Strukturgleichungsmodell verwendet, mit dem sich, anders als bei üblichen Regressionsverfahren, nicht ausschließlich direkte Kausalitäten zwischen unabhängiger und abhängiger Variable, sondern auch längere dazwischenliegende Kausalketten mit zwei und mehr Gliedern analysieren lassen.

Das zu überprüfende Modell in Abbildung 1 basiert auf den theoretischen Überlegungen des vorigen Abschnittes.¹¹ Der untere Pfadabschnitt repräsentiert den über die Paarinteraktion vermittelten

¹¹ Alternativ hätte der linke Teil des Modells mit „individualistische Partnerwahl“ und die zwei davon

negativen Effekt der familialistischen Partnerwahl. Im oberen Segment der Abbildung befinden sich die vermittelnden Variablen, über die sich die familialistische Partnerwahl positiv auf die Partnerschaftsqualität auswirkt. Wenn sich die Familie an der Partnerwahl beteiligt, ist von einem positiven Effekt auf die spätere Einstellung der Eltern gegenüber der Partnerschaft auszugehen. Eine positive Einstellung der Eltern wiederum steigert die Partnerschaftsqualität über einen direkten und indirekten Pfad. Der direkte Effekt wurde damit erklärt, dass die Zustimmung von Familienmitgliedern zu einer Paarbeziehung die Paaridentität stärkt. Der indirekte Pfad verläuft über eine Steigerung der Beziehungsqualität zu den Eltern, was sich wiederum über verschiedene Unterstützungsleistungen positiv auf die Partnerschaftsqualität auswirken kann. Der Fokus liegt hier auf den Eltern, um die Komplexität des zu überprüfenden empirischen Modells in einen überschaubaren Rahmen zu halten und weil Eltern die Funktion eines Bindeglieds zwischen den Familienmitgliedern übernehmen (Monserud 2008), so dass die elterliche Einstellung und Unterstützung ein adäquater Proxy für die Einstellungen der anderen Familienmitglieder darstellt. Außerdem haben Eltern meistens die größte Kontrolle über die familiären Ressourcen, weshalb von deren Einstellung der stärkste Effekt ausgehen sollte.

Eine empirische Überprüfung der dargestellten Zusammenhänge kann nur dann beanspruchen, Kausalitäten zu identifizieren, wenn auch Einflussfaktoren kontrolliert werden, die mit der erklärenden und der zu erklärenden Variable gleichzeitig korrelieren. Als gemeinsame Korrelate des Partnerwahlmodus, der Partnerschaftsqualität und der Paarinteraktionsqualität haben sich sozioökonomische und demographische Faktoren wie Bildung, Erwerbssituation, Geschlecht, Alter, Anzahl der Kinder und Alter des jüngsten Kindes erwiesen (Karney & Bradbury 1995; Hortaçsu 1997; Amato u.a. 2003; Ghimire u.a. 2006). Außerdem ist angesichts der höheren Trennungsbarrieren in familialistischen Kontexten eine längere Partnerschaftsdauer als bei Paaren mit einer individualistischen Partnerwahl zu erwarten und die Partnerschaftsdauer wiederum hat einen tendenziell negativen Effekt auf die Partnerschaftsqualität (VanLaningham u.a. 2001). Alters- und Bildungsheterogamie sind ebenfalls potentielle Prädiktoren der Partnerschaftsqualität (Amato u.a. 2003) und fallen bei Paaren in familialistischen Kontexten höher aus (Hortaçsu 1997).

Im oberen Pfadabschnitt kommt es darauf an, die familialistischen Einstellungen einer Person zu kontrollieren. Andernfalls bleibt offen, ob die Eltern der eigenen Partnerschaft gegenüber deshalb positiv eingestellt sind, weil der familialistische Partnerwahlmodus zu einer Positivselektion von Personen mit familienkompatiblen Merkmalen führt oder weil familialistisch eingestellte Personen sich mehr darum bemühen, ein harmonisches Verhältnis zwischen der Partnerin bzw. dem Partner und den Mitgliedern der Herkunftsfamilie zu schaffen. Der Partnerwahlmodus wäre dann nicht die Ursache für die positive Einstellung der Eltern, sondern lediglich eine weitere Folge familialistischer Einstellungen. Dabei sollten, neben den explizit abgefragten familialistischen Einstellungen, auch

abgehenden Pfade mit umgekehrten Vorzeichen beschriftet werden können.

Proxy-Indikatoren wie Religiosität und Bildung kontrolliert werden.

Ein weiteres zu kontrollierendes Merkmal ist der Ehestatus des Paares. Andernfalls wäre nicht auszuschließen, dass Paare mit einer individualistischen Partnerwahl nur deshalb eine geringere Anerkennung von den Familien erfahren, weil sie öfter in einer nicht-ehelichen Partnerschaft leben und damit einer Lebensform entsprechen, die auf wenig Akzeptanz in der türkischstämmigen Bevölkerung Deutschlands stößt (Naderi 2008). Außerdem könnte es sein, dass eine individualistische Partnerwahl häufiger mit einer interethnischen Partnerschaft einhergeht, und die sprachlichen Barrieren sich negativ auf die Beziehungsqualität zwischen der Partnerin oder dem Partner und den Eltern auswirken. Aus diesem Grund wird auch der ethnische Hintergrund des Partners bzw. der Partnerin kontrolliert.

6. Daten und Variablen

6.1 Datensatz und Auswahl der Analyseeinheiten

Der verwendete Datensatz zur Überprüfung des Kausalmodells basiert auf einer im Jahr 2009 in Berlin durchgeführten standardisierten Befragung von Personen türkischer Herkunft. Dabei handelte es sich um eine Begleitstudie des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Beziehungs- und Familienpanels pairfam (*Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics*) (für Konzept und Instrumente der pairfam-Hauptstudie vgl. Huinink u.a. 2011; für eine ausführliche Dokumentation der Berliner Begleitstudie vgl. Baykara-Krumme 2010). Gegenstand dieser Begleitstudie ist das Befragungsinstrument der ersten Welle der pairfam-Hauptstudie, das um migrations- und integrationsrelevante Items ergänzt wurde. Die computergestützten persönlichen Interviews (CAPI) wurden auf Deutsch oder Türkisch geführt. Die Grundgesamtheit umfasste in Berlin wohnhafte Personen mit türkischer Staatsangehörigkeit in den Alterskohorten 15-17, 25-27 und 35-37 Jahren. Die Befragungspersonen wurden vom Statistischen Landesamt Berlin mit Hilfe einer Zufallsstichprobe ermittelt. Von den 1320 übermittelten Adressen waren 10 % neutrale Ausfälle, da die Adressen nicht korrekt waren. Ausgehend von der bereinigten Stichprobe (N=1180) betrug der tatsächlich auswertbare Anteil von Interviews 36,4 % (N=429). Im Vergleich dazu waren es in der Hauptstudie 36,9 %. Von den 429 Fällen im Datensatz gaben 221 Personen an, in einer Partnerschaft zu leben. Diese Personengruppe stellt die Grundlage für die weiteren Analysen dar.

6.2 Operationalisierung von Partnerschaftsqualität und Partnerwahlmodus

Die Operationalisierung von Partnerschaftsqualität basiert auf vier Items, mit denen die Befragten ihre Partnerschaft global bewerten sollten. Die Frageformulierungen zu den jeweiligen Items lauteten „Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrer Beziehung?“, „{Name Partner/in} kann meinen Bedürfnissen sehr gut gerecht werden“, „Ich möchte, dass unsere Beziehung noch sehr lange dauert“,

„Ich rechne mit einer langfristigen gemeinsamen Zukunft mit {Name Partner/in}“¹². Bei der ersten Frage umfasste die Antwortskala 11 Kategorien (0=sehr unzufrieden, 10=sehr zufrieden), bei den anderen drei Fragen jeweils fünf Kategorien (1=trifft überhaupt nicht zu, 5=trifft voll und ganz zu). Die Kodierung der Variable mit den 11 Kategorien wurde nach dem folgenden Schema an die Kodierung der anderen drei Variablen angepasst: 0-4=1, 5-7=2, 8=3, 9=4, 10=5.

Grundlage zur Operationalisierung des Partnerwahlmodus ist die Frage „Wer war an der Entscheidung beteiligt, dass {Name Partner/in} Ihr/e Partner/in wird?“. Die folgenden acht Antwortkategorien standen zur Auswahl, wobei Mehrfachnennungen möglich waren: „Befragungsperson selbst“, „Mutter“, „Vater“, „Geschwister“, „weitere Verwandte mütterlicherseits“, „weitere Verwandte väterlicherseits“, „Freunde“, „andere Personen“. Aus den Antworten wurde eine binäre Variable mit der Kodierung 0=„Partnerwahl wurde allein entschieden“ (bzw. individualistische Partnerwahl) und 1=„Familie war an der Partnerwahl beteiligt“ (bzw. familialistische Partnerwahl). Zur Familie wurden alle in den Antwortkategorien aufgelisteten Personen mit Ausnahme der „Befragungsperson selbst“, „Freunde“ und „andere Personen“ gezählt.

6.3 Mediatoren

Die *Einstellung der Eltern gegenüber der Partnerschaft* wird mit Hilfe eines Single-Item-Konstrukts abgebildet, bei dem die Befragten auf einer 5er-Skala angeben sollten, ob die Eltern der „aktuellen Partnerschaft eher ablehnend oder eher wohlwollend gegenüberstehen“ (1=sehr ablehnend, 2=eher ablehnend, 3=weder noch, 4=eher wohlwollend, 5=sehr wohlwollend).

Die *Beziehungsqualität zu den Eltern* wird mit Hilfe von insgesamt vier Items operationalisiert. Beim ersten Item wurde gefragt, wie eng sich der oder die Befragte mit der Mutter verbunden fühlt (1=überhaupt nicht eng, 5=sehr eng). Beim zweiten Item wurde die gleiche Frage in Bezug auf den Vater gestellt. Beim dritten und vierten Item sollten die Befragten angeben, wie häufig sie Geheimnisse und innerste Gefühle jeweils mit der Mutter und dem Vater austauschen (1=nie, 2=selten, 3=manchmal, 4=häufig, 5=immer).

Die *Qualität der Paarinteraktion* soll mit Hilfe von insgesamt sieben Items operationalisiert werden. Zwei Items messen die Häufigkeit von gemeinsamen Freizeitaktivitäten des Paares (Treffen mit Freunden; Häufigkeit von Besuchen von Cafés, Restaurants, Kneipen), und eine binäre Variable misst, ob es im letzten Jahr zu Handgreiflichkeiten zwischen den Partnern gekommen ist. Bei den vier anderen Items sollten die Befragten verschiedene Dimensionen der Paarinteraktion evaluieren, nämlich die erfahrene Unterstützung durch die Partnerin („{Name Partner/in} unterstützt mich mit Rat und Tat“), ob der Partner anderen sozialen Beziehungen zu viel Aufmerksamkeit schenkt („Manchmal

¹² Das letzte Item enthält möglicherweise eine Komponente, die Ausdruck von existierenden Trennungsbarrieren und weniger von der globalen Zufriedenheit mit der eigenen Partnerschaft sein könnte. Dank des Strukturgleichungsmodells wird diese Komponente aber als Messfehler aus der Schätzung des latenten Faktors ausgeschlossen, da der geschätzte Faktor nur den Bereich reflektiert, in dem sich die vier verwendeten Items überlappen.

habe ich Angst, dass {Name Partner/in} lieber mehr mit anderen Leuten zusammen wäre und nicht so viel mit mir.“), das entgegenbrachte Verständnis nach Konflikten („{Name Partner/in} kann mich nicht leiden, wenn ich ihn/sie enttäuscht oder verärgert habe“) und begangenen Fehlern („{Name Partner/in} findet mich blöd, wenn ich etwas falsch mache“). Mit Ausnahme der binären Variable zur Erfassung von Handgreiflichkeiten weisen alle Variablen fünf ordinale Kategorien auf (1-5).

Die sieben Items sollten ursprünglich im Strukturgleichungsmodell einen latenten Faktor repräsentieren. Die beiden Freizeitaktivitäts-Items hatten jedoch Ladungen von nur 0,27 und 0,17, weshalb aus den beiden Variablen ein zusätzlicher Mediator spezifiziert wurde, der ebenfalls eine Dimension der Paarinteraktion abbilden soll. Da die beiden Items manifeste Phänomene messen, wurde mittels Durchschnittsbildung eine neue Variable gebildet anstatt die zwei Items auf einen latenten Faktor laden zu lassen.

6.4 Kontrollvariablen

Die familialistischen Einstellungen einer Person werden mit Hilfe eines auf drei Items basierenden latenten Faktors mit den folgenden Frageformulierungen operationalisiert: „Familienmitglieder in Schwierigkeiten sollten immer auf die Hilfe ihrer Familie zählen können“, „Familienmitglieder sollten bereit sein, sich gegenseitig zu unterstützen, auch wenn sie sich nicht mögen“ und „Erwachsene Kinder sollten bei Bedarf bei ihren Eltern wohnen können“ (1=stimme überhaupt nicht zu, 5=stimme voll und ganz zu). Als weiterer Indikator für familialistische Einstellungen wird der Grad der Religiosität, der mit der Frage „Wie religiös sind Sie?“ erfasst wurde, kontrolliert (1=überhaupt nicht religiös, 5=sehr religiös).

Die sozioökonomischen und demographischen Einflussfaktoren, die in das Modell aufgenommen werden, sind Alter, Geschlecht, absolvierte Schuljahre und eine Variable mit drei Kategorien, die den eigenen Erwerbsstatus und den der Partnerin oder des Partners erfasst (0=keine der beiden Personen erwerbstätig/selbständig, 1=eine der beiden Personen erwerbstätig/selbständig, 2=beide Personen erwerbstätig/selbständig). Außerdem wird die Anzahl der Kinder kontrolliert und zusätzlich mit einer binären Variable, ob mindestens eines der Kinder jünger als drei Jahre ist.

Als Merkmale der Paarbeziehung werden die Partnerschaftsdauer kontrolliert (Jahre seit Beginn der Partnerschaft bis zum Zeitpunkt des Interviews), der ethnische Hintergrund der Partnerin oder des Partners (0=türkischstämmig, 1=nicht türkischstämmig) und ob das Paar verheiratet ist. Außerdem wird ein Heterogamie-Index gebildet, der den Wert 1 erhält wenn zwischen dem Paar ein Altersabstand von mindestens 6 Jahren *oder* ein Abstand von mindestens vier Schuljahren besteht. Der Index hat den Wert 0, wenn keine der Bedingungen zutrifft, und 2, wenn beide zutreffen (Amato u.a. 2003: 6).

7. Methode

Die Analysen beginnen mit einem deskriptiven Vergleich der Partnerschaftsqualität zwischen

Personen mit einer familialistischen und individualistischen Partnerwahl. Dazu werden Mittelwerte, Standardabweichungen und Mediane der aus den vier Items generierten Skala betrachtet. Mit Hilfe eines Wilcoxon-Mann-Whitney-Tests (für schief verteilte und mindestens ordinal skalierte Variablen) wird zudem überprüft, ob es einen signifikanten Zusammenhang zwischen dem Partnerwahlmodus und der Partnerschaftsqualität gibt.

Das beschriebene Vorgehen wird zusätzlich für Männer und Frauen separat durchgeführt. Obgleich Geschlecht keine zentrale Rolle in den theoretischen Herleitungen spielte, soll dieser Teil der Analysen an die öffentliche Debatte anknüpfen, die hauptsächlich die Folgen der familialistischen Partnerwahl für Frauen thematisiert. Der deskriptive Teil wird mit einer nach Partnerwahlmodus separierten Betrachtung von Mittelwerten und Medianen (bzw. Prozentverteilungen) für die Mediatoren und Kontrollvariablen abgeschlossen.

Es folgt die Schätzung eines Strukturgleichungsmodells gemäß den in Abbildung 1 dargestellten Kausalfaden und den Kontrollvariablen. Als Software wurde MPlus 7 verwendet (Muthén & Muthén 2012). Die Konstrukte *Partnerschaftsqualität*, *Beziehungsqualität zu den eigenen Eltern*, *Qualität der Paarinteraktion* und *familialistische Einstellungen* werden als latente Variablen spezifiziert. Als Schätzverfahren dient die WLSMV-Methode (*weighted least squares mean and variance adjusted*), die sich für Modelle mit ordinal skalierten und schief verteilten Variablen eignet (Muthén 1984).

Fehlende Werte (*missings*) werden bei dieser Methode mit Hilfe einer *full information maximum likelihood* (FIML) ersetzt, bei der die Informationen aus den Observationen mit gültigen Werten geschätzt werden (Asparouhov & Muthén 2010). Das ist aber nur für Variablen möglich, die im Modell als endogen spezifiziert wurden (also durch andere Variablen im Modell erklärt werden) oder als Items zur Schätzung eines latenten Faktors dienen. Für die Partnerwahlmodus-Variable sowie für alle Kontrollvariablen mit Ausnahme der beiden Familialismus-Items treffen diese beiden Bedingungen nicht zu. Daher wurde für diese Variablen zusätzlich eine Multiple Imputation durchgeführt (Rubin 1987). Bei der zentralen erklärenden Variable, dem Partnerwahlmodus, wurde allerdings auf eine Imputation verzichtet. Die Partnerwahlmodus-Variable hat drei *missings*, wodurch insgesamt 218 Fälle in die Modellschätzung eingehen. Sofern kein allzu komplexes Modell spezifiziert wird, ist eine Fallzahl ab 200 Fällen ausreichend für die Schätzung von Strukturgleichungsmodellen (Lacobucci 2010).

8. Ergebnisse

8.1 Deskriptive Befunde

Tab. 1 Partnerschaftsqualität nach Partnerwahlmodus und Geschlecht

| | familialistisch | individualistisch | p [*] | n |
|--------------------------|---|--------------------------|----------------|-----|
| | Mittelwert (Standardabweichung) - Median - Reihenprozente | | | |
| Frauen | 4,36 (0,80) - 4,50 - 41% | 4,39 (0,67) - 4,50 - 59% | 0,903 | 129 |
| Männer | 4,27 (0,88) - 4,75 - 25% | 4,19 (0,80) - 4,25 - 75% | 0,546 | 85 |
| Frauen und Männer | 4,33 (0,82) - 4,50 - 35% | 4,30 (0,73) - 4,50 - 65% | 0,435 | 214 |

^{*} Signifikanzniveau basierend auf einen Wilcoxon-Mann-Whitney-Test

Die deskriptiven Befunde in Tabelle 1 zeigen, dass sich die Personen in den beiden Partnerwahlmodi hinsichtlich der globalen Partnerschaftsqualität kaum voneinander unterscheiden. Auch die getrennte Betrachtung nach Geschlecht weist keinerlei nennenswerte Unterschiede nach. In beiden Partnerwahlmodi liegen die Mittelwerte sowohl von Männern als auch Frauen bei über 4, was bei einer fünfstufigen Skala als eine im Durchschnitt hohe Partnerschaftsqualität betrachtet werden kann. Bei den Frauen sind die Mittelwerte für beide Partnerwahlmodi bis auf die erste Nachkommastelle identisch. Die hohen p-Werte aus den Wilcoxon-Mann-Whitney-Tests weisen ebenfalls darauf hin, dass es deskriptiv keinen Zusammenhang zwischen Partnerwahlmodus und Partnerschaftsqualität gibt, weder bei Männern noch bei Frauen. Eine (hier nicht aufgeführte) separierte Untersuchung der Personen, deren Partnerwahl allein von der Familie entschieden wurde (N=18) ergibt ähnliche Werte ($\bar{x} = 3,46$).

Ein Geschlechterunterschied lässt sich jedoch bei der Verteilung der Personen auf die beiden Partnerwahlmodi feststellen. Während jeder vierte Mann angibt, dass die eigene Familie an der Partnerwahl beteiligt war, sind es bei den Frauen 41 %, was einem Chancenverhältnis (*odds ratio*) von 2,08 aus Sicht der Frauen entspricht. Die Befunde bestätigen damit den stärkeren Einfluss der Familie bei der Partnerwahl der Frauen, zeigen aber gleichzeitig, dass sich das nicht in einer geschlechtsspezifischen Güte der Partnerschaftsqualität niederschlägt.

Tab. 2 Deskriptivstatistische Parameter für Mediatoren und Kontrollvariablen (nach Partnerwahlmodus differenziert)

| Partnerwahlmodus: | familialistisch | individualistisch | p* | missings** |
|---|--|--------------------|-------|------------|
| vermittelnde Einflussfaktoren | Mittelwert (Standardabweichung) - Median | | | |
| Einstellung der eigenen Eltern zur Partnerschaft (1 Item) | 4,47 (0,92) - 5 | 4,08 (1,13) - 4 | 0,007 | 2 % |
| Beziehungsqualität zu den eigenen Eltern (4 Items) | 3,71 (0,73) - 3,75 | 3,49 (0,83) - 3,50 | 0,088 | 3 % |
| Häufigkeit von Freizeitaktivitäten mit Partner/in (2 Items) | 2,09 (0,89) - 2 | 2,51 (1,10) - 2,50 | 0,008 | 1 % |
| Qualität der Paarinteraktion (5 Items) | 3,20 (0,81) - 3,40 | 3,47 (0,72) - 3,60 | 0,020 | 4 % |
| Kontrollvariablen | Mittelwert (Standardabweichung) | | | |
| familialistische Einstellungen (3 Items) ² | 4,74 (0,46) | 4,54 (0,69) | 0,011 | 1 % |
| Religiosität ² | 4,0 (1,03) | 3,67 (1,05) | 0,023 | 3 % |
| Bildung (in Schuljahren) ¹ | 9,11 (3,88) | 10,37 (4,14) | 0,017 | 2 % |
| Erwerbssituation ¹ | | | | |
| beide Partner arbeitslos | 39 % | 27 % | | |
| einer von beiden erwerbstätig oder selbständig | 51 % | 50 % | 0,061 | 7 % |
| beide erwerbstätig oder selbständig | 5 % | 14% | | |
| Partnerschaftsdauer (in Jahren) ¹ | 11,62 (5,83) | 7,70 (0,51) | 0,000 | 2 % |
| Paar ist verheiratet ³ | 97 % | 66% | 0 | 0% |
| Heterogamie-Index ⁴ | 0,52 (0,68) | 0,39 (0,56) | 0,061 | 1 % |
| Partner/in ist türkischstämmig ³ | 96 % | 80 % | 0,002 | 1% |
| Anzahl Kinder ¹ | 1,96 (1,18) | 1,17 (1,20) | 0,000 | 0 % |
| mind. 1 Kind < 3 Jahre ¹ | 36 % | 30 % | 0.429 | 0 % |

| | | | | |
|--------------------|--------------|--------------|-------|-----|
| Alter ¹ | 31,09 (5,33) | 28,75 (6,96) | 0,006 | 0 % |
| N | 76 | 142 | | |

¹ kontrolliert bei der Regression aller endogenen Variablen

² kontrolliert bei der Regression der Einstellung der Familie zur Partnerschaft und der familiären Solidarität

³ kontrolliert bei der Regression der Einstellung der Familie zur Partnerschaft

⁴ kontrolliert bei der Regression der Partnerschaftsqualität, der Häufigkeit von Freizeitaktivitäten und der Qualität der Paarinteraktion

* Signifikanzniveau basierend auf einem Wilcoxon-Mann-Whitney-Test für ordinale, t-Test für metrische und Chi-Quadrat-Test für kategoriale Variablen.

** Bei Skalen mit mehreren Items erhält ein Fall ein missing zugewiesen, wenn keiner der Items einen gültigen Wert hat. Eine Auflistung der missing-Anteile für die einzelnen Skalen-Items findet sich in Tabelle A2 des Online-Anhangs. Der Umgang mit missings bei der Schätzung des Strukturgleichungsmodells ist im Methodenteil beschrieben.

Anders als bei der Partnerschaftsqualität fallen die Unterschiede zwischen den beiden Partnerwahlmodi bei allen vier Mediatoren mindestens auf dem 10%-Niveau signifikant aus (vgl. Tabelle 2). Bei Personen, die ihre Partnerwahl allein entschieden haben, sind die Eltern der Partnerschaft gegenüber im Durchschnitt weniger positiv eingestellt als bei Personen mit einer familialistischen Partnerwahl (4,08 vs. 4,47; $p=0,007$). Mindestens die Hälfte der Personen mit einer familialistischen Partnerwahl gibt den maximal möglichen Skalenwert von 5 an. Bei den individualistisch entschiedenen Partnerschaften ist der Median um einen Skalenpunkt niedriger. Außerdem ist die Beziehungsqualität zu den eigenen Eltern höher, wenn Familienmitglieder an der Partnerwahl beteiligt waren, wobei der Gruppenunterschied beim Mittelwert hier schwächer als für die anderen drei Mediatoren ausfällt (3,49 vs. 3,71; $p=0,088$). Des Weiteren geben Personen mit einer individualistischen Partnerwahl an, häufiger Freizeitaktivitäten mit dem Partner oder der Partnerin zu unternehmen als Personen mit einem familialistischen Partnerwahlmodus. Die Mittelwerte unterscheiden sich um 0,42 Skalenpunkte (2,51 vs. 2,09; $p=0,008$). Die Qualität der Paarinteraktion erweist sich bei der individualistischen Partnerwahl ebenfalls als signifikant höher (3,47 vs. 3,20; $p=0,020$).

Hinsichtlich der Kontrollvariablen unterscheiden sich die beiden Gruppen bei 10 von 11 Variablen mindestens auf dem 10%-Niveau signifikant voneinander. Wie erwartet haben Personen, deren Familie an der Partnerwahl beteiligt war, höhere Werte auf der Familialismus-Skala (4,74 vs. 4,54) und sind im Durchschnitt religiöser (4,0 vs. 3,67) als Personen, die ihre Partnerwahl allein entschieden haben. Außerdem werden frühere Befunde über den höheren sozioökonomischen Status von Personen mit einer individualistischen Partnerwahl bestätigt. Diese Gruppe ist im Durchschnitt gebildeter (10,37 vs. 9,11), und die Personen leben häufiger in einer Partnerschaft, in der mindestens einer der beiden Partner erwerbstätig oder selbständig ist (64% vs. 56%)¹³. Der konservative Charakter des familialistischen Partnerwahlmodus zeigt sich zudem an der Quasi-Ausschließlichkeit der ehelichen Lebensform (97% vs. 66%) sowie an einer im Durchschnitt höheren Kinderzahl (1,96 vs. 1,17). Außerdem verweist die längere Partnerschaftsdauer im familialistischen Partnerwahlmodus auf eine höhere Partnerschaftsstabilität hin (11,62 vs. 7,70 Jahre). Um diesbezüglich sicherzugehen, wurde zusätzlich die im Datensatz enthaltene Information nach der Anzahl bisheriger Partnerschaften verglichen. Von den Personen mit einem familialistischen Partnerwahlmodus gaben 93 % an, dass die aktuelle Partnerschaft die bisher einzige ist, was bei nur 67 % der Personen mit einem individualistischen Modus zutraf.

8.2 Ergebnisse aus der WLSMV-Schätzung

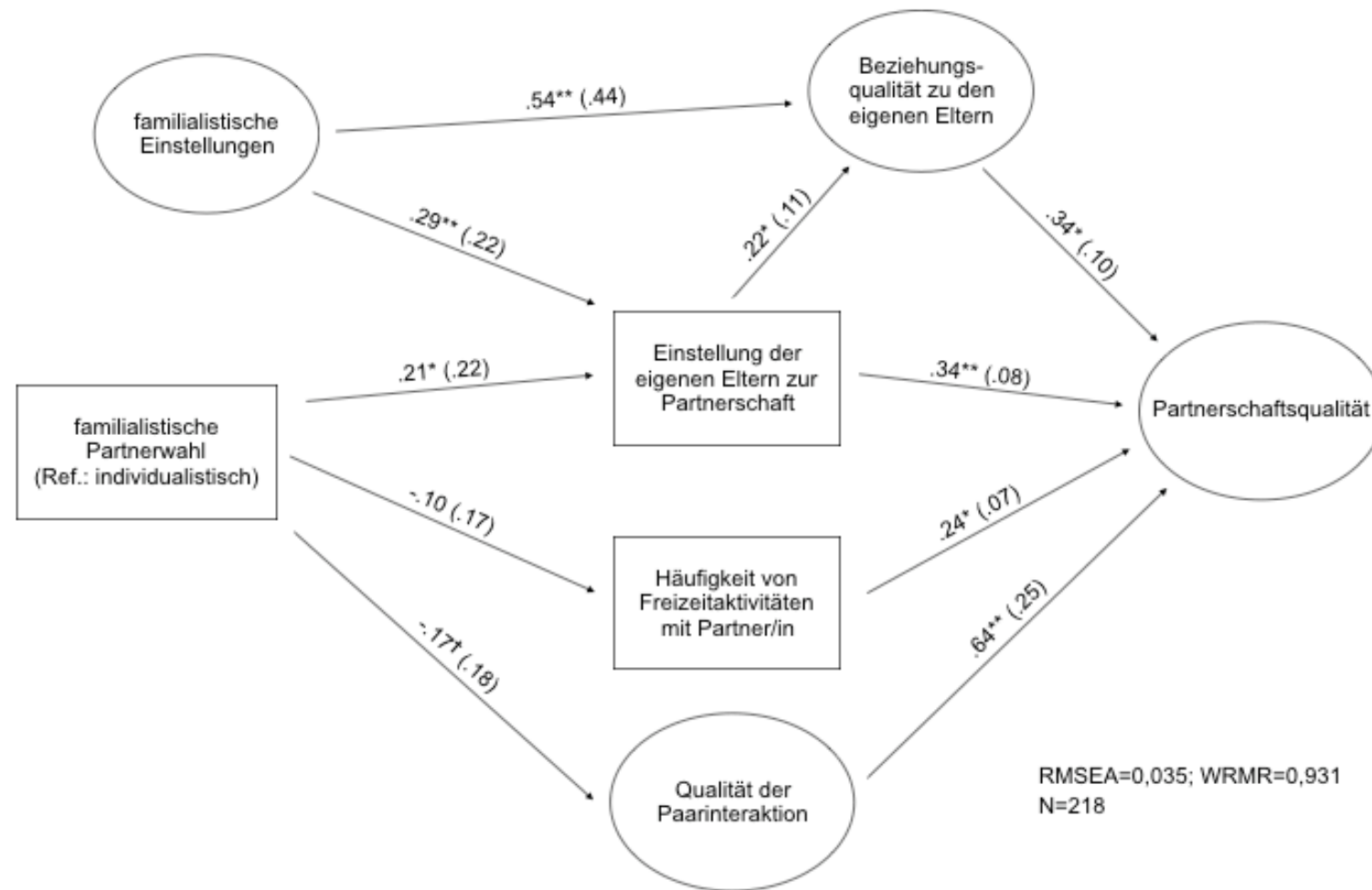
In Abbildung 2 sind die standardisierten Regressionskoeffizienten aus der Schätzung des Strukturgleichungsmodells dargestellt. Mit Ausnahme des Familialismus-Faktors wurde der

¹³ Die insgesamt hohe Prävalenz von Arbeitslosigkeit (bei Paaren in beiden Partnerwahlmodi) deckt sich mit den amtlichen Zahlen für Türkischstämmige in Berlin (Brenke 2008)

Übersichtlichkeit halber auf die Darstellung der Kontrollvariablen und deren Koeffizienten sowie auf die Faktoritems und deren Ladungen verzichtet (eine vollständige Auflistung findet sich in Tabelle A1 des Online-Anhangs). Die vier latenten Faktoren werden durch die jeweiligen Indikatoren gut abgebildet. Für die *Partnerschaftsqualität* betragen die Faktorladungen 0,73; 0,73; 0,63; 0,62, für die *Beziehungsqualität zu den Eltern* 0,77; 0,66; 0,61; 0,56, für die *Qualität der Paarinteraktion* 0,80; 0,66; 0,61; 0,58; 0,57 und für den *Familialismus*-Faktor 0,73; 0,68; 0,51. Die Werte der Modellfit-Indizes verweisen auf eine gute bis ausgezeichnete Passung zwischen Modell und Daten (RMSEA=0,035; WRMR=0,931).¹⁴

¹⁴ RMSEA - Root Mean Square Error of Approximation (üblicher Schwellenwert $\leq 0,06$) (Hu & Bentler 1999); WRMR - Weighted Root Mean Square Residual (üblicher Schwellenwert < 1) (Finney & DiStefano 2013; Yu & Muthen 2002). Andere Indizes wie der CFI oder TLI wurden hier nicht aufgelistet, da sie sich für Schätzungen mit schief verteilten Variablen als weniger verlässlich erwiesen haben (Hutchinson & Olmos 1998; Nye & Drasgow 2011; Finney & DiStefano 2013).

Abb. 2 Empirisches Kausalmodell zum Einfluss des Partnerwahlmodus auf die Partnerschaftsqualität



Anmerkungen: Pfade sind mit standardisierten Koeffizienten und Standardfehlern in Klammern beschriftet; Signifikanzniveaus: $^\dagger p < .10$; $^* p < .05$; $^{**} p < .01$. Schätzmethode: WLSMV (*weighted least squares mean and variance adjusted*). Ellipsen repräsentieren latente Faktoren (geschätzt aus mindestens 3 manifesten Variablen), Rechtecke repräsentieren manifeste Variablen. Kontrollierte Effekte auf alle endogenen Variablen: Alter, Bildung, Erwerbssituation, Partnerschaftsdauer, Kinderzahl, mind. 1 Kind < 3 Jahre. Pfadspezifisch wurden zusätzliche Effekte kontrolliert (vgl. Tab. 2).

Der Partnerwahlmodus zeigt auch im multivariaten Modell bei zwei der drei getesteten direkten Kausalpfade einen mindestens auf dem 10%-Niveau signifikanten Effekt. Anders als bei den deskriptiven Befunden ist kein signifikanter Einfluss des Partnerwahlmodus auf die Häufigkeit von Freizeitaktivitäten mit dem Partner oder der Partnerin mehr festzustellen. Offenbar spielt der niedrigere sozioökonomische Status, der mit der familialistischen Partnerwahl einhergeht, die größere Rolle zur Erklärung der selteneren Freizeitaktivitäten bei Paaren mit diesem Partnerwahlmodus. Das Vorzeichen zeigt aber weiterhin in die vorhergesagte Richtung (-.10). Die Häufigkeit von Freizeitaktivitäten hat einen signifikanten positiven Einfluss auf die globale Partnerschaftsqualität (.34).

Für die Qualität der Paarinteraktion stellt der Partnerwahlmodus auch unter Berücksichtigung der Kontrollvariablen einen signifikanten Prädiktor dar und bestätigt die vorhergesagte Effektrichtung (-.17). Personen mit einer familialistischen Partnerwahl geben eine im Durchschnitt niedrigere Paarinteraktionsqualität an, die sich wiederum als ausgesprochen starker Einflussfaktor auf die globale Partnerschaftsqualität erweist (.64).

Ein Blick auf die oberen Pfadabschnitte zeigt, dass die *positiven* vermittelten Effekte der familialistischen Partnerwahl auch im multivariaten Modell signifikant bleiben. Wenn sich Familienmitglieder an der Partnerwahl beteiligt haben, dann sind die eigenen Eltern der Partnerschaft gegenüber positiver eingestellt als bei Personen, die ihre Partnerwahl ohne familiäre Beteiligung getroffen haben (.21). Das gilt auch, wenn der Grad der individuellen Religiosität, der ethnische Hintergrund der Partnerin oder des Partners, der Partnerschaftsstatus sowie sozioökonomische, demographische und Haushaltsmerkmale kontrolliert werden. Insbesondere ist aber festzuhalten, dass auch unter Kontrolle der familialistischen Einstellungen einer Person, die selbst einen starken Prädiktor für die Einstellungen der Eltern zur Partnerschaft darstellen (.29), der Effekt des Partnerwahlmodus erhalten bleibt. Die Einstellungen der Eltern zur Partnerschaft erweisen sich wiederum als signifikanter Einflussfaktor auf die globale Partnerschaftsqualität (.34).

Darüber hinaus zeigen die Befunde, dass die Beziehungsqualität zu den Eltern signifikant steigt, je positiver sie die Partnerschaft ihres Sohnes oder ihrer Tochter bewerten (.22). Auch das gilt unabhängig davon, wie familialistisch eine Person eingestellt ist. Gleichzeitig erweist sich eine hohe Beziehungsqualität zu den eigenen Eltern als positiver Einflussfaktor auf die globale Partnerschaftsqualität (.34), womit die Bewertung der Partnerschaft durch die Eltern auch über diesen Pfad auf die globale Partnerschaftsqualität wirkt.

In einem weiteren Modell wurde zusätzlich ein direkter Kausalpfad vom Partnerwahlmodus zum Faktor *Beziehungsqualität zu den eigenen Eltern* spezifiziert. Hierbei konnte kein nennenswerter Effekt nachgewiesen werden (.04; $p=.677$). Der zuvor deskriptiv festgestellte Zusammenhang zwischen den beiden Variablen wird offenbar vollständig über die Einstellung der Eltern zur Partnerschaft vermittelt.

Aus den einzelnen Pfadkoeffizienten lassen sich auch indirekte Effekte des Partnerwahlmodus auf

die globale Partnerschaftsqualität ermitteln. Hier ist jedoch anzumerken, dass für Signifikanztests von indirekten Effekten die Anforderungen an die Stichprobengröße deutlich höher sind als für die Überprüfung direkter Effekte und eigentlich auch höher sind, als es die hier verwendete Stichprobe erfüllen kann (Fritz & MacKinnon 2007). Dennoch erweisen sich zwei der vier indirekten Effekte auf dem 10%-Niveau signifikant (Partnerwahlmodus => Qualität der Paarinteraktion => globale Partnerschaftsqualität; Partnerwahlmodus => Einstellung der Eltern zur Partnerschaft => globale Partnerschaftsqualität). Der über die Einstellung der Eltern und anschließend über die Beziehungsqualität zu den Eltern vermittelte Effekt ist tendenziell signifikant ($p=.144$). Aufschlussreicher als eine Betrachtung der Signifikanzniveaus ist der Blick auf die Höhe und Vorzeichen der vier indirekten Effekte und wie durch Aufsummieren dieser Effekte aufgrund der unterschiedlichen Vorzeichen ein sehr schwacher Gesamteffekt des Partnerwahlmodus auf die globale Partnerschaftsqualität resultiert $((-0.109) + (-0.024) + (0,071) + (0,016) = -0,046)$. Das gibt womöglich einen Hinweis darauf, wie die nicht nennenswerten Effekte des Partnerwahlmodus in den meisten Studien, die ebenfalls globale Items der Partnerschaftsqualität verwenden, zusammengesetzt sein könnten.

9. Diskussion und Ausblick

Der vorliegende Beitrag untersucht den Einfluss zweier unterschiedlicher Partnerwahlmodi (mit und ohne familiäre Beteiligung) auf die Partnerschaftsqualität bei türkischstämmigen Personen. In Übereinstimmung mit früheren Untersuchungen aus nicht-westlichen Gesellschaften, in denen Partnerschaftsqualität ebenfalls anhand von globalen Evaluationen der eigenen Partnerschaft gemessen wurde (u. a. Hoelter u.a. 2004; Myers u.a. 2005), zeigen die Befunde, dass sich Personen in den beiden Partnerwahlmodi hinsichtlich ihrer globalen Partnerschaftsqualität kaum voneinander unterscheiden und dass im Durchschnitt bei beiden Gruppen die eigene Partnerschaft als sehr positiv bewertet wird. Eine differenzierte Betrachtung nach Geschlecht liefert zudem keine Hinweise darauf, dass die familialistische Partnerwahl für Töchter in ein Schreckensszenario mündet, wie z. B. Kelek (2008) behauptet.

Das soll nicht ausschließen, dass es Personen gibt, die ihre Partnerwahl als Drucksituation empfinden, insbesondere wenn die Familie allein entscheidet. Die hier verwendeten Daten, in Einklang mit bisherigen Befunden (van Zantvliet u.a. 2014; Klaus 2008), weisen jedoch auf ein relativ kleines Potential für solche Situationen hin. Bei nur einem kleinen Teil der Befragten war die familialistische Partnerwahl eine alleinige Entscheidung der Familie. Außerdem haben Personen aus dieser Gruppe eine ähnlich hohe Partnerschaftsqualität wie bei den beiden anderen Gruppen (individualistische Partnerwahl, gemeinsame Entscheidung mit Familie). Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass ausschließliche Familienentscheidungen nicht immer unfreiwillig geschehen, wenn z. B. die Person das Delegieren der Partnersuche und –wahl als Entlastung betrachtet und das Vertrauen in die Familie groß genug ist, um ihr die Entscheidung vollständig zu überlassen. Das

müssen aber zukünftige Studien mit größeren Fallzahlen und sensitiveren Instrumenten zur Messung der familiären Einflussnahme beantworten. Diese könnten neben der Zustimmung der Person zur familiären Entscheidung weitere Attribute der Interaktionssituation während und vor der Partnerwahl erfassen, z. B. die Rolle der Familie bei der Partnersuche oder die Anzahl vorausgehender Partnervorschläge, die entweder von der Familie oder der Person selbst abgelehnt wurden.

Ein zentraler Befund der vorliegenden Untersuchung lautet, dass Personen mit einer familialistischen Partnerwahl einen besseren Zugang zu familiären Ressourcen haben, die sich wiederum als positiver Prädiktor für die Partnerschaftsqualität erweisen. An dieser Stelle liegt der blinde Fleck in der Auseinandersetzung mit dem familialistischen Partnerwahlmodus, bei der das westliche „Liebesideal“ häufig den Referenzrahmen bildet. Ein Ideal, das sich lange vor der Industrialisierung in Nordwesteuropa entwickelt hat und Resultat spezifischer struktureller Bedingungen war, die einen frühen Auszug der Kinder aus dem Elternhaus erforderten und die Konsolidierung von Familien- und Verwandtschaftsnetzwerken erschwerten (Hajnal 1982). Außerdem trug die Institution Kirche durch verschiedene Maßnahmen dazu bei, die Akkumulation (groß-)familiärer Ressourcen zu beschränken (Goody 2000), wodurch insgesamt der Mehrwert einer Familienkompatibilität des Partners oder der Partnerin weniger offensichtlich war. Aus dieser Position heraus wird leicht verkannt, welche positiven Effekte sich durch einen effizienten Zugang zu instrumentellen, identifikativen und emotionalen Ressourcen des familiären Netzwerks für die Gestaltung des Paaralltages und die Partnerschaftsqualität ergeben können.

Familialistische Gesellschaften sind kein Abziehbild eines früheren, „traditionellen“ Europas (Thornton 2005) und „Modernisierung“ auch kein Garant dafür, dass es in diesen Gesellschaften nicht weiterhin Situationen geben wird, die eine familialistische Partnerwahl als attraktiv erscheinen lassen und in denen Individuen bereit sein werden, einen Kompromiss hinsichtlich der Paarkompatibilität zugunsten der Familienkompatibilität einzugehen (Applbaum 1995). Das gilt auch für Migrierte und ihre Kinder, sofern sie weiterhin über effektive familiäre Netzwerke verfügen, sei es im Aufnahme-, Herkunftsland oder in einem transnationalen Kontext (Abdul-Rida & Baykara-Krumme 2016)

Die Forschung zu Partnerschaftsqualität hat auch über den hier untersuchten Gegenstand der familialistischen Partnerwahl hinaus die Rolle familiärer Netzwerke lange Zeit vernachlässigt (Sprecher u.a. 2013). Vor dem Hintergrund steigender Lebenserwartung in westlichen Gesellschaften und der damit einhergehenden Ausweitung der klassischen Nuklearfamilie zu einem multigenerationalen und multifunktionalen Gebilde (Bengtson 2001) erscheint eine stärkere Beschäftigung mit diesem Prädiktor der Partnerschaftsqualität nicht nur bei der Untersuchung familialistischer Gesellschaften oder Migriertenfamilien angebracht. Dazu gehört jedoch auch, sich von dem alten Paradigma zu verabschieden, Partnerschaftsqualität ausschließlich als Paarinteraktionsqualität zu messen (Spanier 1976), und stattdessen mit Hilfe globaler Indizes (Norton 1983) den empirisch-analytischen Blick über die Paardyade hinaus zu erweitern.

Zukünftige Untersuchungen des Partnerwahlmodus könnten dem hier formulierten

Erklärungsmodell durch Berücksichtigung zusätzlicher vermittelnder Einflussfaktoren mehr Komplexität und Erklärungskraft verleihen. Dazu bedarf es neuer Datensätze, die eine Operationalisierung anderer relevanter Prädiktoren der Partnerschaftsqualität ermöglichen. Zu solchen Prädiktoren gehören Homogamie-Indizes, die die Ähnlichkeit zwischen den Partnern auf verschiedenen Dimensionen messen. Lewis und Spanier (1979) haben bereits auf die Bedeutung von Homogamie bezüglich Einstellungen, Werten und Persönlichkeitsmerkmalen hingewiesen, was durch neuere Befunde mit quantitativen Daten bestätigt wird (Gaunt 2006; Gonzaga u.a. 2010). Angesichts fehlender Partnerinformationen war es hier nicht möglich, entsprechende Variablen zu bilden und deren Einfluss zu überprüfen. Sofern solche Informationen vorhanden sind, können Differenzscores zwischen den Einstellungen und Persönlichkeitsmerkmalen beider Partner gebildet und in die Analysen aufgenommen werden (Griffin u.a. 1999). Alternativ lassen sich auch so genannte Profilähnlichkeitsmaße berechnen (Luo & Klohnen 2005). Im Kausalmodell würde eine solche Variable dann zwischen dem Partnerwahlmodus und der Qualität der Paarinteraktion integriert werden.

Außerdem wäre eine Berücksichtigung zusätzlicher Dimensionen der Paarinteraktionen möglich. Die *Dyadic Adjustment Scale* bietet einige potentiell relevante Items, die die Häufigkeit bestimmter Paaraktivitäten messen, z. B. „Have a stimulating exchange of ideas“, „Laugh together“, „Work together on a project“, „Calmly discuss something“ (Spanier 1976: 28). Ebenso gilt es, Konfliktverhaltensstrategien beider Partner in die Analysen aufzunehmen, da es sich hierbei um wichtige Prädiktoren der Partnerschaftsqualität handelt (Carroll u.a. 2013), die sich zudem am zuverlässigsten mittels persönlicher Interaktion in Erfahrung bringen lassen, weshalb anzunehmen wäre, dass die familialistische Partnerwahl hier häufiger zu *mismatches* führt.

Bei den positiven vermittelten Effekten der familialistischen Partnerwahl könnten ebenfalls weitere Differenzierungen vorgenommen werden. Dazu gehört, diejenigen Faktoren näher zu spezifizieren, über die sich die Beziehungsqualität zu den Eltern auf die Partnerschaftsqualität auswirkt. Das könnten z. B. finanzielle Unterstützungsleistungen sein, die dem Paar zukommen oder Hilfe bei der Erledigung alltäglicher Aufgaben (Einkaufen, Kinderbetreuung, Behördengänge etc.).

Schließlich würde eine Replikation der Befunde aus dieser Untersuchung mit anderen Migriertenbevölkerungen den Allgemeinheitsgrad und damit die Erklärungskraft des hier formulierten Modells steigern. Neben Familien türkischer Herkunft könnten in zukünftigen Erhebungen beispielsweise syrische Familien befragt werden, die ebenfalls aus einem kulturellen Kontext mit einer hohen Prävalenz des familialistischen Partnerwahlmodus stammen (Barakat 2005) und die in den nächsten Jahren und Jahrzehnten möglicherweise ohnehin die zweite Hauptuntersuchungsgruppe für die deutsche Migrationsforschung darstellen werden.

10.Literatur

- Abdul-Rida, C., 2016: Familiärer Einfluss auf die Partnerwahl von türkischstämmigen Personen in Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 68: 139–162.
- Abdul-Rida, C. & H. Baykara-Krumme, 2016: Staying in Turkey or Marrying to Europe? Understanding Transnational Marriages from the Country-of-Origin Perspective. *European Sociological Review*. Advance Access published June 1, 2016, doi: 10.1093/esr/jcw026
- Abu-Lughod, L., 1986: *Veiled Sentiments: Honor and Poetry in a Bedouin Society*. Berkeley: University of California Press.
- Allendorf, K., 2013: Schemas of Marital Change: From Arranged Marriages to Eloping for Love. *Journal of Marriage and Family* 75: 453–469.
- Allendorf, K. & D.J. Ghimire, 2013: Determinants of Marital Quality in an Arranged Marriage Society. *Social Science Research* 42: 59–70.
- Amato, P.R., D.R. Johnson, A. Booth & S.J. Rogers, 2003: Continuity and Change in Marital Quality Between 1980 and 2000. *Journal of Marriage and Family* 65: 1–22.
- Apostolou, M., 2010: Sexual Selection Under Parental Choice in Agropastoral Societies. *Evolution and Human Behavior* 31: 39–47.
- Applbaum, K.D., 1995: Marriage with the Proper Stranger: Arranged Marriage in Metropolitan Japan. *Ethnology* 34: 37–52.
- Asparouhov, T. & B.O. Muthén, 2010: *Weighted Least Squares Estimation With Missing Data*. (Technical Report).
- Barakat, H., 2005: The Arab Family and the Challenge of Social Transformation. S. 145–165 in: H. Moghissi (Hrsg.), *Women and Islam: Critical Concepts in Sociology*. London; New York: Routledge.
- Baykara-Krumme, H., 2010: Die Berliner pairfam Studie - Ein Methodenbericht. (No. 16). Chemnitz: TU Chemnitz.
- Becker, G.S., 1991: *A Treatise on The Family*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Bengtson, V.L., 2001: Beyond the Nuclear Family: The Increasing Importance of Multigenerational Bonds. *Journal of Marriage and Family* 63: 1–16.
- Bengtson, V.L. & R.E.L. Roberts, 1991: Intergenerational Solidarity in Aging Families: An Example of Formal Theory Construction. *Journal of Marriage and Family* 53: 856–870.
- Blood, R.O., 1967: *Love Match and Arranged Marriage*. New York: Free Press.
- Boos-Nünning, U. & Y. Karakaşoğlu, 2005: *Viele Welten leben: Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund*. Münster: Waxmann.
- Bradbury, T.N., F.D. Fincham & S.R.H. Beach, 2000: Research on the Nature and Determinants of Marital Satisfaction: A Decade in Review. *Journal of Marriage and Family* 62: 964–980.
- Brenke, K., 2008: Migranten in Berlin: Schlechte Jobchancen, geringe Einkommen, hohe Transferabhängigkeit (Wochenbericht des DIW Berlin No. 35). Berlin: DIW.
- Bryant, C.M. & R.D. Conger, 1999: Marital Success and Domains of Social Support in Long-Term Relationships: Does the Influence of Network Members Ever End? *Journal of Marriage and the Family* 61: 437.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend (Hrsg.), 2008: *Zwangsverheiratung in Deutschland*. Baden-Baden: Nomos.
- Carroll, S.J., E.J. Hill, J.B. Yorgason, J.H. Larson & J.G. Sandberg, 2013: Couple Communication as a Mediator Between Work–Family Conflict and Marital Satisfaction. *Contemporary Family Therapy* 35: 530–545.
- Claxton, A. & M. Perry-Jenkins, 2008: No Fun Anymore: Leisure and Marital Quality Across the Transition to Parenthood. *Journal of Marriage and Family* 70: 28–43.
- Crohan, S.E., 1996: Marital Quality and Conflict Across the Transition to Parenthood in African American and White Couples. *Journal of Marriage and Family* 58: 933–944.
- Demir, A. & H. Fişiloğlu, 1999: Loneliness and Marital Adjustment of Turkish Couples. *The Journal of Psychology* 133: 230–240.
- Felmlee, D.H., 2001: No Couple Is an Island: A Social Network Perspective on Dyadic Stability. *Social Forces* 79: 1259–1287.

- Finney, S.J. & C. DiStefano, 2013: Nonnormal and Categorical Data in Structural Equation Modeling. S. 269–312 in: G. R. Hancock & R. O. Mueller (Hrsg.), *Structural Equation Modeling: A Second Course*. Charlotte, NC: Information Age Publishing.
- Fox, G.L., 1975: Love Match and Arranged Marriage in a Modernizing Nation: Mate Selection in Ankara, Turkey. *Journal of Marriage and Family* 37: 180–193.
- Fritz, M.S. & D.P. MacKinnon, 2007: Required Sample Size to Detect the Mediated Effect. *Psychological Science* 18: 233–239.
- Funk, J.L. & R.D. Rogge, 2007: Testing the Ruler with Item Response Theory: Increasing Precision of Measurement for Relationship Satisfaction with the Couples Satisfaction Index. *Journal of Family Psychology* 21: 572–583.
- Gaunt, R., 2006: Couple Similarity and Marital Satisfaction: Are Similar Spouses Happier? *Journal of Personality* 74: 1401–1420.
- Ghimire, D.J., W.G. Axinn, S.T. Yabiku & A. Thornton, 2006: Social Change, Premarital Nonfamily Experience, and Spouse Choice in an Arranged Marriage Society. *American Journal of Sociology* 111: 1181–1218.
- Glenn, N.D., 1990: Quantitative research on marital quality in the 1980s: A critical review. *Journal of Marriage and Family* 52: 818–831.
- Gonzaga, G.C., S. Carter & J. Galen Buckwalter, 2010: Assortative Mating, Convergence, and Satisfaction in Married Couples. *Personal Relationships* 17: 634–644.
- Goode, W.J., 1970: *World Revolution and Family Patterns*. New York; London: The Free Press/Collier Macmillan.
- Goody, J., 1983: *The Development of the Family and Marriage in Europe*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Goody, J., 1996: Comparing Family Systems in Europe and Asia: Are there Different Sets of Rules? *Population and Development Review* 22(1): 1–20.
- Goody, J., 2000: *The European Family: An Historico-Anthropological Essay*. Oxford: Blackwell.
- Griffin, D., S. Murray & R. Gonzalez, 1999: Difference Score Correlations in Relationship Research: A Conceptual Primer. *Personal Relationships* 6: 505–518.
- Hajnal, J., 1982: Two Kinds of Preindustrial Household Formation System. *Population and Development Review* 8: 449–494.
- Heider, F., 1946: Attitudes and cognitive organization. *The Journal of Psychology* 21: 107–112.
- Hoelter, L.F., W.G. Axinn & D.J. Ghimire, 2004: Social Change, Premarital Nonfamily Experiences, and Marital Dynamics. *Journal of Marriage and Family* 66: 1131–1151.
- Hollstein, B., 2005: Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen. S. 187–210 in: F. Adloff & S. Mau (Hrsg.), *Vom Geben und Nehmen: Zur Soziologie der Reziprozität*. Frankfurt; New York: Campus.
- Hortaçsu, N., 1997: Family- and Couple-initiated Marriages in Turkey. *Genetic, Social & General Psychology Monographs* 123: 325–342.
- Hortaçsu, N., 1999: The First Year of Family- and Couple-Initiated Marriages of a Turkish Sample: A Longitudinal Investigation. *International Journal of Psychology* 34: 29–41.
- Hortaçsu, N., 2003: Marriage in Turkey. S. 155–72 in: R.R. Hamon & B.B. Ingoldsby (Hrsg.), *Mate selection across cultures*. Thousand Oaks: Sage.
- Hortaçsu, N., S. Batu & O. Muhammetberdiev, 2001: Change and Stability with Respect to Attitudes and Practices Related to Marriage in Ashkabat, Baku, and Ankara: Three Turkic Cultures. *International Journal of Psychology* 36: 108–120.
- Huinink, J., J. Brüderl, B. Nauck, S. Walper, L. Castiglioni & M. Feldhaus, 2011: Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam): Conceptual Framework and Design. *Zeitschrift für Familienforschung* 23: 77–100.
- Hu, L. & P.M. Bentler, 1999: Cutoff Criteria for Fit Indexes in Covariance Structure Analysis: Conventional Criteria Versus New Alternatives. *Structural Equation Modeling: A Multidisciplinary Journal* 6: 1–55.
- Hutchinson, S.R. & A. Olmos, 1998: Behavior of Descriptive Fit Indexes in Confirmatory Factor Analysis Using Ordered Categorical Data. *Structural Equation Modeling: A Multidisciplinary Journal* 5: 344–364.
- İlkkaracan, P., 1998: Exploring the Context of Women's Sexuality in Eastern Turkey. *Reproductive*

- Health Matters 6: 66–75.
- Karney, B.R. & T.N. Bradbury, 1995: The Longitudinal Course of Marital Quality and Stability: A Review of Theory, Methods, and Research. *Psychological Bulletin* 118(1): 3–34.
- Kearns, J.N. & K.E. Leonard, 2004: Social Networks, Structural Interdependence, and Marital Quality Over the Transition to Marriage: A Prospective Analysis. *Journal of Family Psychology* 18: 383–395.
- Kelek, N., 2008: Heirat ist keine Frage. S. 83–98 in: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend (Hrsg.), *Zwangsverheiratung in Deutschland*. Baden-Baden: Nomos.
- Klaus, D., 2008: Sozialer Wandel und Geburtenrückgang in der Türkei: der „Wert von Kindern“ als Bindeglied auf der Akteursebene. Wiesbaden: VS.
- Lacobucci, D., 2010: Structural Equations Modeling: Fit Indices, Sample Size, and Advanced Topics. *Journal of Consumer Psychology* 20: 90–98.
- Levinger, G., 1976: A Social Psychological Perspective on Marital Dissolution. *Journal of Social Issues* 32: 21–47.
- Lewis, R.A., 1973: Social Reaction and the Formation of Dyads: An Interactionist Approach to Mate Selection. *Sociometry* 36: 409–418.
- Lewis, R.A. & G.B. Spanier, 1979: Theorizing About the Quality and Stability of Marriage. S. 268–294 in: W.R. Burr, R. Hill, F.I. Nye & I.L. Reiss (Hrsg.), *Contemporary Theories About the Family*. New York: The Free Press.
- Locke, H.J. & K.M. Wallace, 1959: Short Marital-Adjustment and Prediction Tests: Their Reliability and Validity. *Marriage and Family Living* 21: 251–255.
- Luo, S. & E.C. Klohnen, 2005: Assortative Mating and Marital Quality in Newlyweds: A Couple-Centered Approach. *Journal of Personality and Social Psychology* 88: 304–326.
- Monserud, M.A., 2008: Intergenerational Relationships and Affectual Solidarity Between Grandparents and Young Adults. *Journal of Marriage and Family* 70: 182–195.
- Muthén, B.O., 1984: A General Structural Equation Model with Dichotomous, Ordered Categorical, and Continuous Latent Variable Indicators. *Psychometrika* 49: 115–132.
- Muthén, B.O. & L.K. Muthén, 2012: *Mplus User's Guide Version 7*. Los Angeles: Muthén & Muthén.
- Myers, J.B., J. Madathil & L.R. Tingle, 2005: Marriage Satisfaction and Wellness in India and the United States: A Preliminary Comparison of Arranged Marriages and Marriages of Choice. *Journal of Counseling & Development* 83: 183–190.
- Naderi, R., 2008: Ehen und nichteheliche Lebensgemeinschaften im Lebensverlauf von Deutschen und türkischen Staatsbürgern in Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 33: 433–447.
- Nauck, B., 1997: Migration and Intergenerational Relations: Turkish Families at Home and Abroad. S. 435–465 in: W.W. Isajiw (Hrsg.), *Multiculturalism in North America and Europe*. Toronto: Canadian Scholars Press.
- Nauck, B., 2001: Generationenbeziehungen und Heiratsregimes. S. 35–55 in: T. Klein (Hrsg.), *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. Opladen: Leske + Budrich.
- Nauck, B. & J. Suckow, 2006: Intergenerational Relationships in Cross-Cultural Comparison. *Journal of Family Issues* 27: 1159–1185.
- Norton, R., 1983: Measuring Marital Quality: A Critical Look at the Dependent Variable. *Journal of Marriage and the Family* 45: 141–151.
- Nye, C.D. & F. Drasgow, 2011: Assessing Goodness of Fit: Simple Rules of Thumb Simply Do Not Work. *Organizational Research Methods* 14: 548–570.
- Parks, M.R., C.M. Stan & L.L. Eggert, 1983: Romantic Involvement and Social Network Involvement. *Social Psychology Quarterly* 46: 116–131.
- Pimentel, E.E., 2000: Just how do I love thee? Marital relations in urban China. *Journal of Marriage and Family* 62: 32–47.
- Rubin, D.B., 1987: *Multiple Imputation for Nonresponse in Surveys*. New York: Wiley.
- Salzburger, V., 2015: *Die Geburt des ersten Enkelkinds*. Wiesbaden: Springer VS.
- Shachar, R., 1991: His and Her Marital Satisfaction. *The Double Standard*. *Sex Roles* 25: 451–467.
- Spanier, G.B., 1976: Measuring Dyadic Adjustment: New Scales for Assessing the Quality of Marriage and Similar Dyads. *Journal of Marriage and the Family* 38: 15–28.

- Sprecher, S. & D. Felmlee, 1992: The Influence of Parents and Friends on the Quality and Stability of Romantic Relationships. *Journal of Marriage and Family* 54: 888–900.
- Sprecher, S. & D. Felmlee, 2000: Romantic Partners' Perceptions of Social Network Attributes with the Passage of Time and Relationship Transitions. *Personal Relationships* 7: 325–340.
- Sprecher, S., D. Felmlee, M. Schmeeckle & X. Shu, 2013: No Breakup Occurs on an Island. *Social Networks and Relationship Dissolution*. S. 457–484 in: M.A. Fine & J.H. Harvey (Hrsg.), *Handbook of Divorce and Relationship Dissolution*. Hoboken: Taylor and Francis.
- Strassburger, G., 2003: Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschliessungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. Würzburg: Ergon.
- Thornton, A., 2005: Reading History Sideways: The Fallacy and Enduring Impact of the Developmental Paradigm on Family Life. Chicago: University of Chicago Press.
- Thornton, A., T.E. Fricke, L.-S. Yang & J.-S. Chang, 1994: Theoretical Mechanisms of Family Change. S. 88–115 in: A. Thornton & H.-S. Lin (Hrsg.), *Social Change and the Family in Taiwan*. Chicago: University of Chicago Press.
- Timur, S., 1981: Determinants of Family Structure in Turkey. S. 59–73 in: N. Abadan-Unat (Hrsg.), *Women in Turkish society*. Leiden: E. J. Brill.
- VanLaningham, J., D.R. Johnson & P. Amato, 2001: Marital Happiness, Marital Duration, and the U-Shaped Curve. *Social Forces* 79: 1313–1341.
- van Zantvliet, P.I., M. Kalmijn & E. Verbakel, 2014: Parental Involvement in Partner Choice: The Case of Turks and Moroccans in the Netherlands. *European Sociological Review* 30: 387–398.
- Westphal, M. & J. Katenbrink, 2007: Über Wirklichkeit und Stereotype. Heirat und Partnerwahl in Familien mit Migrationshintergrund. S. 136–154 in: C. Munsch, M. Gemende & S. Weber-Unger Rotino (Hrsg.), *Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho*. Weinheim; München: Juventa.
- Xu, X. & M.K. Whyte, 1990: Love Matches and Arranged Marriages: A Chinese Replication. *Journal of Marriage and Family* 52: 709–722.
- Yelsma, P. & K. Athappilly, 1988: Marital Satisfaction and Communication Practices. *Journal of Comparative Family Studies* 19: 37–54.
- Yu, C.-Y. & B.O. Muthen, 2002: Evaluation of Model Fit Indices for Latent Variable Models With Categorical and Continuous Outcomes. in: *Annual Meeting of the American Educational Research Association*, New Orleans, LA.

Staying in Turkey or marrying to Europe? Understanding transnational marriages from the country-of-origin perspective

Abstract: The topic of transnational partner choice has gained attention over the past decades, but most research focuses on the migrants and their descendants in Europe. Very little is known about the mechanisms underlying marriage migration decisions in the sending contexts. With reference to migration and partner choice theories, we develop hypotheses on (1) education-related selectivity, (2) family and community network effects, and (3) the role of consanguineous and arranged marriages for family formation migrations from Turkey. Drawing on data of the 2000 Families Study, we apply multivariate regression models which consider (married) stayers and marriage migrants from the same regions of origin. Findings indicate the expected inverted u-curved effect of education and strong positive influences of prior migrants in the family network. Previous marriage migrants exert a stronger influence than other migrants in the family. Gender differences are low, but while family networks hardly diminish the selective impact of education for women, we find a negative interaction effect for men. Unlike the family, community network effects are low and inconclusive. Moreover, marriage migration is strongly associated with consanguineous marriage, and less with marriage arrangement. The implications of these findings are discussed in the light of existing theoretical and empirical research.

published in: *European Sociological Review*, 2016, Volume 32, Issue 6, pp. 704-715, with Helen Baykara-Krumme

1. Introduction

Transnational marriages have received growing scholarly attention in recent years (Charsley, 2012). As part of a broader vein of scholarship on migrants' incorporation processes and transnationalism, not only qualitative, but also a significant body of quantitative research addresses cross-border marriages of migrants and their descendants. The aim of this research is to explain who marries a partner from the origin country rather than from within the ethnic community or from the majority society (Gonzalez-Ferrer, 2006a; Baykara-Krumme and Fuß, 2009; Kalter and Schroedter, 2010; Milewski and Hamel, 2010; Huscsek et al., 2012; Carol et al., 2014).

We intend to approach the issue by applying a different perspective. Starting from the origin country, which in our case is Turkey, we address the question of who marries and becomes a migrant to Europe ('marriage migrant'), and who marries and stays ('stayer'). We focus on marriages from 1980 until 2012, drawing on data from the 2000 Families Study, which includes Turkish migrants and a comparison group of 'stayers' from the same neighbourhoods in five regions in Turkey (Guveli et al., 2016). Few studies have included information on the migrating partner. To our knowledge, only Reniers (1999) addresses the issue of selectivity of marriage migration by comparing male marriage migrants to Belgium with the population of Turkey.

In this article, we expand the focus by including men and women. Moreover, we not only study the influence of the individuals' educational levels, but also consider the role of family and community networks in the marriage migration decision. We begin with a discussion of the theoretical approaches and develop hypotheses by referring to migration and partner choice theories. Following the presentation of the data and methods, we describe the empirical findings and conclude with a discussion of the results.

2. Theory and Hypotheses

2.1 The Level of Education

Migration theories explicate the selectivity of migration, with education being one indicator of economic resources (Massey et al., 1993). As migration is a cost-intensive and risky undertaking, individuals will only migrate if they possess enough resources and if they expect higher gains in the destination country than at home. The least educated hardly possess sufficient economic resources necessary for a migration and may be less capable of adapting to the new circumstances and different labour market conditions. The highest educated, on the other hand, may have good earning abilities and a high social status in their home country. Due to country-specific skills and certificates, their gains may not be exceeded in other countries. They should be less motivated to leave behind their favourable situation to put up with the many uncertainties of an international migration. Therefore, international migrants typically belong to the middle range of the educational hierarchy. This inverted-

U relationship is well illustrated in the case of Mexican-US migration (Kaestner and Malamud, 2014) and in other instances as well (cf. Clemens, 2014).

Theoretical and empirical evidence is scarce for marriage-related migration. Partner choice theories, however, provide support for the inverted-U relationship between education and migration. In family research, education is considered an essential criterion in the partner selection process (Kalmijn, 1998; Skopek et al., 2011). While attractiveness entails various traits (of which many remain unobservable in sociological studies), education is an indicator of social status and income potential. Higher educational levels should increase the attractiveness in the partner market. The least educated in Turkey may not only lack resources for an international migration, but may be considered less attractive partners by the migrants in Europe. The higher educated, by contrast, can offer resources that are more attractive. They may be more cosmopolitan, travel more and have better language skills. However, they are attractive partners in the Turkish marriage market too, and spend much time in the local educational system, which is itself an important marriage market offering opportunities to meet people of different sexes and similar interests and educational levels (Blau, 1994). Based on both migration and mate selection theories we posit that *the medium-educated have the highest chance to become a marriage migrant, reflected in an inverted u-curved effect of education (hypothesis 1)*.

Due to persistent gender-specific divisions of labour in family and working life, the role of education varies for women and men. Education-related status and income potential should be less decisive for women. This implies that low-educated women may still be attractive partners for migrants and their descendants in Europe, when they can offer other resources, such as compliance with traditional gender-norms or physical attractiveness (González-Ferrer, 2006a; Baykara-Krumme and Fuß, 2009). Therefore, we hypothesize that *the impeding effect of a low level of education on becoming a marriage migrant is less pronounced for women than for men (hypothesis 2)*.

According to the status exchange theory (Merton, 1941), a low status on one attribute may be compensated by a higher status on another attribute. Since a marriage migration entails the chance of residency in a wealthier European context, the marriage candidates in Europe can offer a valuable resource, which allows them to compensate a lower status on other attributes (Nauck, 2007). Both male and female marriage migrants may be willing to accept less attractive partners in favour of moving abroad (Gonzalez-Ferrer, 2006b). In terms of education and age, this implies more heterogeneity with relative status losses for marriage migrants. We expect *marriage migrants, more often than married stayers, to be relatively higher educated and younger than their partners (hypothesis 3)*.

An application of the often-cited Lievens hypothesis (1999) leads to partly different predictions. Lievens argues that women who marry a partner from Turkey use transnational marriages as a means to achieve more power and independence in their relationship, while men try to confirm their traditional power by such a marriage. Marrying a less experienced (i.e. a younger) and less resourceful (i.e. a less educated) man from the country of origin appears to be an effective way for women to reverse the traditional gendered power relationships while staying within the traditional framework of

a (family-supported) intra-ethnic marriage. By applying Lievens' argument from the country-of-origin perspective, we therefore expect that *male marriage migrants and their 'importing' wives display the traditional age and educational pattern (husband is older and higher educated than his wife) less often than stayer couples (hypothesis 4a)*. Moreover, *female marriage migrants and their male 'importers' are expected to follow the traditional age and educational pattern more often than stayer couples (hypothesis 4b)*.

2.2 Social networks

Network theory in migration research proposes that network-related social capital does influence migration plans (Massey et al., 1993; Haug, 2008; de Haas, 2010). Migration becomes less costly when network members live abroad and provide information and support. One important predictor of migration decisions is the prevalence of migrant family members (Cerrutti and Massey, 2001; Curran and Rivero-Fuentes, 2003; Dolfin and Genicot, 2010; Stecklov et al., 2010; Liu, 2013). In the context of labour migration, it is argued that family members provide information and access to the job market of the receiving country. We expand this notion by assuming that family members also offer access to the marriage market. Accordingly, we hypothesize that *the likelihood of becoming a marriage migrant increases with the relative proportion of previous migrants within the family network (hypothesis 5)*. Furthermore, we differentiate between migrants and marriage migrants in the family as we expect that the latter, based on their own experiences, can provide additional and more specific information about a marriage migration, lessening the uncertainties associated with such a transition. We expect *an even stronger positive effect of the relative proportion of previous marriage migrants in the family on the likelihood of becoming a marriage migrant (hypothesis 6)*.

By providing information and support, migrant network members constitute migration-specific social capital that may compensate for the lack of other resources. Migration-specific social capital, for instance, works as a substitute for economic capital (McKenzie and Rapoport, 2007; Dolfin and Genicot, 2010). Similarly, the selective impact of human capital resources on the migration decision should decrease when transnational networks exist. This mechanism may be specifically relevant in the case of transnational partner choice processes. When network members can provide information on the traits of the potential partners, such as physical appearance or family background, status indicators such as education may lose their relevance as partner selection criteria. We expect an interaction between education and the (marriage) migrant family network. *The larger the relative proportion of previous (marriage) migrants in the family network, the lower the selective effect of education on the likelihood of becoming a marriage migrant (hypothesis 7)*.

In migration research, the effect of prior migrations is also discussed within the theoretical frame of cumulative causation (Massey et al., 1993), which places its explanatory focus at community or regional level. Each act of migration is considered influential for the larger social context in which migration decisions are made, often strengthening, through various mechanisms, the migration

aspirations even of persons who initially did not intend to migrate (de Haas, 2010). Imitation or social contagion is one of the mechanisms leading to the emergence of the so-called ‘culture of migration’ (Massey et al., 1993: 453) or analogously to a ‘culture of marriage migration’. Empirical evidence, however, is inconclusive. While some studies find a positive effect of previous migrants on individuals’ migration propensities (Davis et al., 2002; McKenzie and Rapoport, 2007), others reveal mixed results with no or even negative effects for certain subgroups (Curran et al., 2005; Cerrutti and Massey, 2001; Stecklov et al., 2010). Based on qualitative work in the region of Emirdağ in Turkey, Timmerman et al. (2009: 237) observed that ‘migration has in a sense become “a habit,” a project in which people often engage because “everyone is emigrating”’. With reference to this notion of cumulative causation we hypothesize that *the likelihood of becoming a marriage migrant increases with the relative proportion of previous (marriage) migrants within the community (hypothesis 8)*.

Finally, the question whether migrant networks exert gender-specific influences has not been sufficiently clarified. Prevailing ideas about higher social barriers to female migration, women’s vulnerability and norms of family honour restricting women’s access to social networks outside the family, may lead to the assumption that strong (family) ties are more important for women than weak (community) ties. However, the role of women in migration networks is manifold (Boyd, 1989). How gender impacts on the role of network ties may relate to gendered migration motivations, e.g. women following their spouses and men moving independently in search for work (Cerrutti and Massey, 2001; Liu, 2013). Due to the lack of solid theoretical arguments and mixed empirical evidence (e.g. Davis and Winters, 2001; Curran and Rivero-Fuentes, 2003; Curran et al., 2005; Stecklov et al., 2010), we do not formulate a hypothesis on gender-specific network effects.

2.3 Consanguineous and arranged marriages

The influence of family and community networks on migration decisions can take forms beyond support and contagion, including (semi-)arranged marriages and marriages between relatives (Charsley, 2007; Baykara-Krumme, 2014, 2015). It has been argued that the traditional concept of marriage arrangement and consanguineous marriage fits specifically well into a transnational context of marriage. The spatial distance facilitates or requires an arrangement by the family. Control rights can lie fully with the parents, and the implicit expectation that the spouses-to-be do not (need to) meet alone until marriage is easily fulfilled (Straßburger, 2004; Timmerman et al., 2009). Offering friends and neighbours the opportunity to come to Europe by finding them a spouse, possibly a relative, can be part of reciprocal transnational support relationships (Charsley, 2007). For families in the origin context, marrying their child to a relative abroad is a means to circumvent restrictive immigration regulations (Kulu-Glasgow and Leerkes, 2013), and to reduce the risks related with transnational marriage. In the patrilocal context of Turkey, the undertaking of a marriage-related migration entails dependence on the in-law family in the country of destination (Gonzalez-Ferrer, 2006a; Liversage, 2012). By arrangement, but specifically by means of consanguineous marriage, the compatibility of

the spouses and families can be evaluated beforehand, making transnational marriages ‘an appealingly safe choice’ (Charsley, 2007: 1120). Reniers (2001) found that kin marriage among Turks in Belgium was more frequent than in Turkey in general. We hypothesize that *marriage arrangement and consanguineous marriage are positively associated with marriage migration (hypothesis 9)*.

3. Data and method

Data

Analyses are based on data of the ‘2000 Families Study’, which was conducted in 2010 and 2011 (Guveli et al., 2016). It comprises a representative sample of Turkish men, born between 1921 and 1946, and their families who originated in Acıpayam (Denizli), Akcaabat (Trabzon), Emirdag (Afyon), Kulu (Konya), and Sarkisla (Sivas) in Turkey. Of these men, 80 per cent went to Europe in the course of labour recruitment between 1961 and 1974, and 20 per cent remained in Turkey. For the data-collection, a clustered probability sample was drawn for each region, using the Turkish Statistical Institute’s address register to identify 100 primary sampling points followed by random walk. In each selected household, a screening question was asked to identify the migrant or non-migrant men as a close or distant relative of a household member (for more details, Guveli et al., 2016). To construct the quota sample of 4:1, interviewers had to identify four migrant households before they could ask about non-migrants. These men, alive or dead, served as ‘anchor persons’. Information on the anchor and his adult descendants (comprising up to four generations) was collected with the so-called proxy questionnaire. It was administered to a well-informed family member, namely children of the anchor (41 per cent), but also the male family head himself (22 per cent), his wife (9 per cent), grandchildren (8 per cent), children-in-law (6 per cent), or other relatives (14 per cent). Additionally, and overlapping on a number of variables, personal interviews were conducted with the anchor, two randomly selected children and each two of their adult children. In total, the data collection yielded family information for 1,992 families (about 400 from each region). Proxy questionnaires were completed for 1,544 families, providing information about 19,666 adult individuals, and personal interviews were conducted with 5,980 family members. The interviews were carried out face-to-face and via telephone in Turkey and abroad.

We mainly draw on proxy interviews for the following analysis, but rely on information from the personal interviews wherever possible. Our dependent variable comprises three categories: ‘marriage migrants’, ‘married stayers’, and ‘never married stayers’. ‘Married stayers’ are all descendants from migrant and stayer anchors who were born in Turkey, got married at some point, and never left the country. ‘Never married stayers’ are all descendants who have never left Turkey, and are yet unmarried. ‘Marriage migrants’ were born in Turkey but left for a Western or Northern European country in the course of marriage. In the questionnaires the migration motivations of ‘getting married’ (family formation migration) and ‘joining the spouse’ (family reunification) were collapsed. This implies a limitation for our analysis since we cannot strictly distinguish between both family-related

migrations. Since we also lack partner information for most cases (which would allow identifying where the partner was born and, if born in Turkey, when s/he migrated), we have to approximate the ‘real’ marriage migrants.

To exclude as many reuniting spouses as possible, we only considered individuals who migrated no later than 3 years after marriage and who married from 1980 onwards, when family reunifications lost their salience and family formation migration became one of the few legal immigration options (Gonzalez-Ferrer, 2006b; Aybek, 2012). The proportion of reuniting couples is likely to be very small among the children, grand- and great-grandchildren of the former labour migrants and their stayer peers of the 2000 Families Study for another reason too. The study comprises families from rural regions, which were highly affected by labour emigration. Refugees and asylum seekers from south-eastern or urban parts of Turkey - for whom family reunification after 1980 may be particularly relevant - are not included. Moreover, even if all immigrants from Turkey are considered, family formation migration clearly dominates spousal immigration. For instance, in the Netherlands in 1998, more than half of all migrants migrated to form a new family, but less than a third reunited with family members (Nicolaas and Sprangers, 1998: 12). No such official numbers exist for Germany. However, a recent study on spousal immigration from 2005 to 2012 suggests that about 90 per cent of all spouses from Turkey followed a partner who was born in Germany or had lived there for at least 10 years (Buttner and Sticks, 2014: 93). Yet, we cannot rule out that few cases of family reunions are falsely included in the subsequent analyses.

With reference to the relevant migration and marriage information and having restricted our attention to marriages after 1979 and above age 15, we can identify 7,465 cases of which 9 per cent ($n = 655$) are marriage migrants, 55 per cent are married stayers ($n = 4,102$), and 36 per cent are not (yet) married ($n = 2,708$). About a third of the marriage migrants (35 per cent) went to Germany, 12 per cent to Belgium and Sweden, respectively, 11 per cent to the Netherlands. Other destination countries comprise France (8 per cent), Denmark (8 per cent), Austria (8 per cent), Switzerland (2 per cent), and other Western European countries (3 per cent). The marriages of stayers and migrants span from 1980 to 2012. One quartile married before 1989; the median marriage year is 1997. By 2005, 75 per cent of all marriages had taken place. We considered the following variables in the analyses.

Education. The dataset includes a variable with six categories of educational attainment. We transformed the scale into years of education according to the ISCED classification for Turkey (primary dropout 1/4 0, primary completed 1/4 5, lower secondary/extended primary 1/4 8, higher secondary 1/4 11, lower tertiary 1/4 13, higher tertiary 1/4 15, cf. European Commission, 2015).

Network indicators. The family network includes various relationships, depending on the position of the key person in the lineage of the male anchor, mostly comprising siblings, but also cousins, aunts, and uncles. All families sampled within the region of the key person except his/her own family constitute the key person’s community network. The following network indicators were calculated for the year before the key person married. For the never married, an average was calculated based on the

values of two points in time: when the key person was 16 years old and the year of the interview.

Family or community network members were classified as migrants if they had moved from Turkey to Europe for reasons other than marriage migration or were born in Europe and were at least 16 years of age before the key person's year of marriage. Family or community network members were classified as marriage migrants according to the definition given above. For both networks (family and community), we then divided the number of (marriage) migrants by the number of all network members and multiplied the result by 100 so that one unit stands for a 1 per cent proportion of (marriage) migrants within the respective network.

Marriage mode. The proxy interview included a question on the type of marriage with the two answer categories 'arranged' and 'not arranged', and it considered whether the spouse was a relative with 'yes, cousin', 'yes, other relative', and 'no'. The first two categories of the latter variable were collapsed into one, and both variables were combined, resulting in a four-category variable.

Controls. In the multivariate models, we controlled for the respondents' region of origin, ethnic-religious affiliation ('Turkish', 'Kurdish', 'other' including cases without valid information and Alevi who comprise 1–2 per cent of the respondents), sibling rank, and year of birth of the key person. We also controlled for the sex ratio, which represents structural constraints and may add to the explanation of transnational partner choice (e.g. Gonzalez-Ferrer 2006a, Kalter and Schroedter 2010). We divided the number of the key person's potential partners by the sum of her or his potential competitors and partners within the region of origin one year prior to marriage. We then multiplied the result with 100 so that the calculated value represents the percentage (proportion) of potential partners in the community. Potential partners were all other-sex, not-yet married persons, except siblings, who were at the same age or up to 7 years younger (for men) or older (for women), respectively. Competitors were all same-sex, not-yet married persons up to 5 years younger and 5 years older. (We derived these age ranges empirically from our data in which they cover about 70 per cent of the distribution around the average age difference of the spouses' marriage age.) For the 'never married' category, we again calculated the average percentage, based on the values at age 16 years and at the time of the interview.

Age and educational differences. Partner information about age and education are available only for respondents with a personal interview. Sample size is particularly low for marriage migrants, preventing analyses beyond exploratory descriptions. We defined three-categorical variables; a relationship was defined as age homogamy when the key person was up to 1 year younger or older than the partner. Educational homogamy holds for partners with the same educational level.

Method

In the first part of the analyses, we apply competing risks event history models (Fine and Gray, 1999) with the two competing risks of marrying and migrating to Europe (marriage migrants) and marrying and staying in Turkey (stayers). The models, separated for women and men, specify the

duration from age 15 years until either of the two events occurs as a function of covariates, including the mentioned characteristics and their interactions. In Table 2, the hazard ratios are displayed. They show the effect of a 1-unit increase in a covariate on the risk of marrying and migrating to Europe for someone who is not yet married, taking into account the competing risk of marrying and staying in Turkey. This approach allows consideration of the never married and the prevention of related selectivity effects. In the second part (Table 3), we study the effect of the marriage type and apply multiple logistic regression models since this information is linked to the marriage and not available for the never married. The outcome variable includes married stayers (0) and marriage migrants (1). In all models, we take account of the nested structure of the data by using the cluster command in Stata. It accounts for the clustering of individuals within families.

4. Empirical findings

Table 1 presents the distribution of the predictor and control variables, differentiated by gender. Marriage migrants were on average lower educated than married stayers, but this difference was significant only for men ($P < 0.05$). Transnational migrant networks were significantly larger for marriage migrants ($P < 0.001$). The proportion of prior migrants in the family network was about 27 per cent compared to 20 per cent among stayers. In addition, marriage migrants had higher proportions of marriage migrants in their families, comprising 7–8 per cent, compared to 2 and 3 per cent among the married and never married stayers, respectively. Differences between the groups regarding proportions of migrants in the community networks were smaller but still highly significant ($P < 0.001$); the proportions of marriage migrants hardly differed. Finally, arranged marriages between relatives occurred more often among marriage migrants (26 and 25 per cent for women and men, respectively), whereas couple-initiated marriages between non-related partners were more frequent among stayers (34 and 40 per cent for women and men, respectively).

Table 1 Descriptive information of main predictors and control variables by gender and marriage type

| | Women | | | Men | | |
|---|-------------------|-----------------|-----------------------|-------------------|-----------------|-----------------------|
| | Marriage migrants | Married stayers | Never married stayers | Marriage migrants | Married stayers | Never married stayers |
| Education (years) | 7.0 (3.0) | 7.3 (3.6) | 11.1 (3.6) | 8.1 (3.1) | 8.6 (3.6) | 10.6 (3.5) |
| <i>Network ties</i> | | | | | | |
| Percentage of ... | | | | | | |
| ... migrants in family | 27 % | 20 % | 22 % | 27 % | 19 % | 21 % |
| ... marriage migrants in family | 7 % | 2 % | 3 % | 8 % | 2 % | 3 % |
| ... migrants in community | 43 % | 38 % | 36 % | 43 % | 39 % | 37 % |
| ... marriage migrants in community | 3 % | 3 % | 3 % | 4 % | 3 % | 3 % |
| <i>Marriage type</i> | | | | | | |
| Not arranged & not consanguineous | 20 % | 34 % | | 22 % | 40 % | |
| Arranged & consanguineous | 26 % | 16 % | | 25 % | 15 % | |
| Not arranged & consanguineous | 7 % | 5 % | | 7 % | 4 % | |
| Arranged & not consanguineous | 37 % | 43 % | | 33 % | 40 % | |
| No information | 10% | 2% | | 13% | 2% | |
| <i>Control variables</i> | | | | | | |
| percentage of potential partners in community | 34.3 % | 34.0 % | 47.5 % | 46.0 % | 47.3 % | 34.3 % |
| Sibling rank number (1-11) | 3.1 (2.0) | 3.0 (1.9) | 2.3 (1.6) | 3.2 (2.1) | 3.0 (1.9) | 2.4 (1.5) |
| Ethnic-religious affiliation | | | | | | |
| Turkish (Sunni) | 49 % | 75 % | 78 % | 57 % | 74 % | 79 % |
| Kurdish (Sunni) | 32 % | 15 % | 12 % | 23 % | 14 % | 13 % |
| Other/no information | 19 % | 10 % | 9 % | 20 % | 12 % | 8 % |
| Birth cohort | | | | | | |
| 1970 and earlier | 26 % | 32 % | 4 % | 25 % | 39 % | 3 % |
| 1971-1980 | 38 % | 32 % | 6 % | 37 % | 32 % | 6 % |
| 1981-1993 | 36 % | 37 % | 51 % | 38 % | 29 % | 60 % |
| N | 417 | 2,263 | 1,105 | 238 | 1,840 | 1,603 |

Source: 2000 Families Study (conducted in 2011). Percentages and means with standard deviation in parentheses.

Table 2 displays the competing risk regression models with the hazard ratios. The first models (1a and 1b) only include the control variables, the educational level in years, and its squared version. As expected, the educational level significantly affected the transition to a marriage migration. Whereas the non-squared variable was highly significant and positive, the squared version was highly significant and negative, indicating the hypothesized inverted U-shape effect of years in education. A calculation of marginal effects revealed that the highest transition rate (i.e. the turning point of the inverted U-curve) occurred at the value of 8 years, which represents the lower secondary educational degree. As expected, the positive effect of education was stronger for men than for women (1.59 vs. 1.43), although there was no significant interaction effect in the pooled sample (not shown). Few of the control variables were significant; the pattern was stable across all models.

The four network indicators were added in the second models (2a and 2b). The two family network variables displayed strong positive effects on the transition to a marriage migration. The effects were similar for men and women. Moreover, as suggested, prior marriage migrants within the family network exerted a stronger positive effect (1.05) than other types of migrants (1.01). The impact of the community network was inconclusive. An increasing proportion of migrants in the community slightly increased the hazard of a marriage migration for women, but the effect was only significant at the 0.10 level and did not exist for men. The proportion of marriage migrants in the community did not positively affect the transition to marriage migration, quite the contrary: the higher the prevalence of marriage migrants in the region of origin, the lower the transition rates to marriage migration.

The third pair of models (3a and 3b) tested the hypothesis of selectivity-reducing network effects. For women, neither the proportion of migrants nor that of marriage migrants within the family network significantly moderated the effect of education, although the interaction between proportion of marriage migrants and education showed the expected negative effect. For men we found a highly significant negative interaction between education and the proportion of marriage migrants in the family network (0.993, $P < 0.01$). The interaction between the proportion of migrants in the family and years of education was not significant, but displayed the expected negative effect.

Table 2 Transition to marriage migration (hazard ratios)

| | Women | | | Men | | |
|-------------------------------------|---------------------|---------------------|---------------------|--------------------|---------------------|---------------------|
| | Model 1a | Model 2a | Model 3a | Model 1b | Model 2b | Model 3b |
| Education (years) | 1.413*** (0.000) | 1.383*** (0.000) | 1.384*** (0.001) | 1.592* (0.012) | 1.533* (0.020) | 1.781** (0.004) |
| Education squared | 0.976*** (0.000) | 0.977*** (0.000) | 0.977*** (0.000) | 0.970** (0.002) | 0.972** (0.004) | 0.969** (0.002) |
| Migrants in family (%) | | 1.011*** (0.000) | 1.010 (0.160) | | 1.016*** (0.000) | 1.028** (0.002) |
| Interaction with education | | | 1.000 (0.831) | | | 0.998 (0.134) |
| Marriage migrants in family (%) | | 1.050*** (0.000) | 1.066*** (0.000) | | 1.056*** (0.000) | 1.119*** (0.000) |
| Interaction with education | | | 0.998 (0.264) | | | 0.993** (0.004) |
| Migrants in community (%) | | 1.041+ (0.090) | 1.045+ (0.062) | | 0.978 (0.480) | 0.977 (0.455) |
| Marriage migrants in community (%) | | 0.828* (0.025) | 0.820* (0.020) | | 0.829+ (0.094) | 0.822+ (0.066) |
| <i>Control variables</i> | | | | | | |
| potential partners in community (%) | 0.986+ (0.052) | 0.990 (0.174) | 0.990 (0.165) | 1.018 (0.137) | 1.008 (0.481) | 1.009 (0.430) |
| Sibling rank | 0.979 (0.438) | 0.979 (0.427) | 0.979 (0.433) | 1.027 (0.456) | 1.020 (0.590) | 1.023 (0.522) |
| Ethnic membership (ref. Turkish) | | | | | | |
| Kurdish (Sunni) | 1.536+ (0.054) | 1.475* (0.035) | 1.491* (0.030) | 0.830 (0.484) | 0.766 (0.235) | 0.783 (0.264) |
| Other/no information | 1.996* (0.000) | 2.084*** (0.000) | 2.076** (0.000) | 1.142 (0.000) | 1.360 (0.000) | 1.393 (0.000) |

| | | | | | | |
|-------------------------------|---------------------|--------------------|--------------------|--------------------|--------------------|--------------------|
| | (0.014) | (0.001) | (0.001) | (0.727) | (0.307) | (0.251) |
| Birth cohort (ref. 1971-1980) | | | | | | |
| 1970 and earlier | 0.620*** (0.001) | 0.575** (0.002) | 0.570** (0.002) | 0.597** (0.008) | 0.541* (0.014) | 0.527** (0.009) |
| 1981-1993 | 0.636** (0.002) | 0.672** (0.006) | 0.676** (0.007) | 0.662* (0.016) | 0.647** (0.009) | 0.645** (0.008) |
| Log Likelihood | -3159 | -3114 | -3113 | -1774 | -1728 | -1720 |
| Wald Chi | 284.31 | 412.76 | 430.17 | 154.25 | 285.73 | 288.69 |
| N | 3785 | 3785 | 3785 | 3681 | 3681 | 3681 |

Source: 2000 Families Study (conducted in 2011), hazard ratios, standard errors in parentheses, controlled for region of origin

+ p<0.10, * p<0.05, ** p<0.01, *** p<0.001

Table 3 presents the logistic regression models with marriage migrants and married stayers. The influence of education and family network was similar to what we found in the competing risk models. The significant impact of the proportion of marriage migrants in the community, however, no longer prevailed. The focus here lies on the association with the marriage type. Findings suggested that marriage migration was specifically likely when the spouses were relatives, be the marriage arranged or not arranged. The coefficients for the category of arranged marriage between not-related partners suggested that arrangement as such was hardly influential. The association of consanguinity and marriage migration was particularly pronounced for men (odds ratio = 2.58 and 2.81, $P < 0.001$ and $P < 0.01$), but existed for women as well (odds ratio = 1.57, $P < 0.05$ and 1.71, $P < 0.10$).

Table 3 Binary logistic regression of being a marriage migrant (1) vs. a married stayer (0)

| | Women | Men |
|--|--------------------|--------------------|
| Education (years) | 1.304** (0.13) | 1.438* (0.26) |
| Education squared | 0.982** (0.01) | 0.978* (0.01) |
| Migrants in family (%) | 1.013*** (0.00) | 1.019*** (0.00) |
| Marriage migrants in family (%) | 1.070*** (0.01) | 1.084*** (0.01) |
| Migrants in community (%) | 1.013 (0.03) | 0.961 (0.03) |
| Marriage migrants in community (%) | 1.108 (0.11) | 0.972 (0.14) |
| Marriage mode (ref. not arranged & not consanguineous) | | |
| Arranged & consanguineous | 1.607* (0.34) | 2.599*** (0.69) |
| Not arranged & consanguineous | 1.752* (0.49) | 2.812** (0.99) |
| Arranged & not consanguineous | 1.080 (0.19) | 1.534* (0.33) |
| <i>Control variables</i> | | |
| potential partners in community (%) | 0.997 (0.01) | 0.981 (0.01) |
| Sibling rank | 0.971 (0.03) | 0.994 (0.04) |
| Ethnic membership (ref. Turkish) | | |
| Kurdish (Sunni) | 1.578+ (0.39) | 0.626 (0.19) |
| Other/no information | 2.258** | 1.428 |

| | | |
|-------------------------------|------------------|------------------|
| | (0.69) | (0.54) |
| Birth cohort (ref. 1971-1980) | | |
| 1970 and earlier | 0.772 (0.15) | 0.568* (0.15) |
| 1981-1993 | 0.635* (0.12) | 0.879 (0.18) |
| Wald Chi2 | 308 | 218 |
| Pseudo-R ² | 0.18 | 0.23 |
| N | 2680 | 2078 |

Source: 2000 Families Study (conducted in 2011), odds ratios, standard errors in parentheses, controlled for region of origin

+ p<0.10, * p<0.05, ** p<0.01, *** p<0.001

Finally, we turn to age and educational patterns between the spouses (Table 4). The results showed no strong support for the status exchange hypothesis. In terms of education, quite the contrary was true as marriage migrants, female and male, were more often married to a higher educated partner than stayers (48 per cent vs. 37 per cent for women; 21 per cent vs. 7 per cent for men). Among women, the age patterns for marriage migrants and stayers were almost the same, with the traditional pattern (husband is older than wife) being by far the most prevalent in both groups, and occurring slightly more frequently among marriage migrants (75 per cent vs. 71 per cent). However, male marriage migrants indeed showed the traditional age pattern less often than male stayers (54 per cent vs. 71 per cent) and they were more often married to a woman of the same age (33 per cent vs. 23 per cent) or an older woman (13 per cent vs. 6 per cent). This latter pattern was proposed by the status exchange hypothesis (Merton, 1941) and the hypothesis developed with reference to Lievens' arguments (1999).

Table 4 Age and education-related homogamy and heterogamy patterns (column percentages)

| | Marriage Migrants | | Stayers | |
|----------------------|--------------------------|------------|----------------|------------|
| | Women | Men | Women | Men |
| Educational patterns | | | | |
| Respondent = partner | 37% | 34% | 51% | 51% |
| Respondent > partner | 15% | 45% | 12% | 42% |
| Respondent < partner | 48% | 21% | 37% | 7% |
| N | 117 | 71 | 536 | 483 |
| Age patterns | | | | |
| Respondent = partner | 23% | 33% | 22% | 23% |
| Respondent > partner | 2% | 54% | 7% | 71% |
| Respondent < partner | 75% | 13% | 71% | 6% |
| N | 110 | 61 | 538 | 479 |

Source: 2000 Families Study (conducted in 2011).

5. Discussion

This analysis contributes to the growing body of literature on transnational partner choice by addressing the other side, i.e. the mechanisms driving a marriage-related migration to Europe. With the inclusion of stayers, the ‘2000 Families Study’ allows studying selectivity patterns that are yet unknown for Turkish family-related migration (Guveli et al., 2016). Several conclusions can be drawn in relation to the effects of education, social networks, the interaction of both and the impact of family through arrangement and consanguineous marriages.

We found the proposed inverted-U association of education and marriage migration, indicating that the lowest and highest educated were less likely to migrate in the course of marriage than those with an intermediate educational level. Earlier studies on migration in other contexts showed the same pattern for economic assets (McKenzie and Rappoport, 2007) and educational levels (Kaestner and Malamud, 2014; cf. Clemens, 2014). The present study is the first to uncover this pattern for the group of marriage migrants.

We predicted this association with reference to migration and partner choice theories. However, the data do not provide enough information to unravel which of the two theory fields has higher explanatory power. For instance, do the lowest educated have lower chances to become marriage migrants because they lack the necessary resources to migrate, as migration theories suggest, or because they are considered less attractive partners, as mate choice theories would predict? Future studies must provide further information about the decision-making process to allow for more precise conclusions. Further research should also address the gender issue as, contrary to the proposition of gender-specific costs of migration, our data showed almost similar associations of education and marriage migration for men and women.

Previous studies suggested that migrants and their descendants in Europe who marry a partner from the country of origin may make ‘a better deal’ in terms of the partner’s human capital resources or physical attractiveness compared to a marriage with a member of the ethnic community (Gonzalez-Ferrer, 2006b; Baykara-Krumme und Fuß, 2009). The present study is the first to show the gains and losses from the perspective of the marriage migrants. Contrary to our prediction derived from Merton’s (1941) status exchange hypothesis, marriage migrants were not disadvantaged in terms of their partner’s education when compared to married stayers. Our findings suggest quite the opposite, indicating that a marriage migration implies in fact 2-fold gains, a residence in Europe and a better educated partner. Yet, marriage migrants, particularly males, experience losses in terms of physical attractiveness of their partners as they, compared to stayers, more often marry partners who are at the same age or older. In the formulation of our hypotheses, we also drew on early arguments by Lievens (1999) and found additional support for the emancipatory notion of transnational marriages for female ‘importers’. More male migrants than stayers, for instance, are married to higher (or equally high) educated women. Next to knowledge and language advantages of the women in Europe, this edu-

cational pattern creates a precondition for a non-traditional power relationship, which is, according to Lievens, the female importers' main goal when choosing a partner from their country of origin. In contrast, but still supporting Lievens' suggestions (1999), female marriage migrants end up at least as often as female stayers in relationships where the traditional power pattern is confirmed. These findings remain exploratory, however, since partner information was available for a small subsample only.

Apart from education, the present article analysed the role of social networks, which have been a major issue in the migration literature of the past decades (Haug, 2008; de Haas, 2010). We expanded existing findings on the positive effect of family networks on migration in two ways. First, we showed that this network effect is also valid for the specific group of marriage migrants. Secondly, results indicated that previous marriage migrants exert a stronger influence than other migrants in the family. This leads to the more general conclusion that a differentiation of the migration-specific social capital not only by strength of ties but also by similarity of (main) migration motivations may be worthwhile. For instance, previous labour migrants may exert a stronger network effect than other migrants on the propensity to become a labour migrant.

Moreover, we tested whether the selective effect of education diminishes in the presence of migration-specific social capital, which is a frequent argument in the literature on migration networks (McKenzie and Rapoport, 2007; Dolfin and Genicot, 2010). We found limited support for this assumption with slightly stronger evidence for men than for women, and a stronger effect for marriage migrant than other migrant family networks. Accordingly, education and network effects are almost additive. Medium educated individuals have higher chances to become marriage migrants, irrespective of the sizes of their transnational family networks. However, in the case of men, educational selectivity slightly diminishes when there are many previous marriage migrants in the family.

Regarding the community effects, our findings add to the already inconclusive evidence in the literature (Cerrutti and Massey, 2001; Davis et al., 2002; Curran et al., 2005; McKenzie and Rapoport, 2007; Dolfin and Genicot, 2010). Whereas a larger share of migrants from the same region slightly increases the probability of becoming a marriage migrant for women, the effect tends to be negative, although not significant, for men. Furthermore, and in contrast to our prediction derived from the theory of cumulative causation (Massey et al., 1993; Timmerman et al., 2009), the effect of the proportion of previous marriage migrants from the same region is significantly negative for men and women. One may speculate that a higher share of marriage migrants in the region may not only stimulate further marriage-related migration, but also imply a tougher competition between marriage migrant candidates, resulting in a lower probability to become the 'chosen one'. However, it is important to note in this context that these patterns were not stable across all models. Overall, our findings actually illustrate the necessity for better community measures as well as further elaborations of the theory of cumulative causation to better identify the complex dynamics and various paths along which community and region effects may possibly unfold.

Finally, in addition to the family network effect on migration, the strong association we find for marriage migration and consanguineous marriages supports the outstanding role of the family in migration decisions, for both men and women. As suggested by various qualitative studies, the risky undertaking of a marriage migration is likely to be embedded in a family setting (Straßburger, 2004, Charsley, 2007, Huschek et al., 2012, Kulu-Glasgow and Leerkes, 2013). Our results also support Reniers' argument (2001) for a new rationale of this old practice. The marriage types of migrants from Turkey do not (only) represent 'the Turkish culture'; they are induced to some extent by the migration itself. However, contrary to our expectations, marriage migration is hardly more related to arrangement than a marriage in Turkey. This may be because marriage arrangement was - for the cohorts studied here - still quite common overall.

The '2000 Families Study' allows taking a country-of-origin perspective, but it also has limitations. The sample is restricted to five regions in Turkey covering only a part of the (family-related) migration to Europe. Furthermore, labour migrants and their descendants are over-represented while large parts of the regions' non-migrant populations are disregarded. In addition, the family network, as measured here, only includes one (grand-)parental line. Finally, for defining marriage migrants, we had to rely on indicators of the motivation for migration, which do not differentiate clearly between family formation and family reunification, and partner information was lacking for a more thorough analysis of the marriage decision. The reported patterns refer to past marriages to various European countries. We do not know how underlying mechanisms may have changed in the course of tougher admission policies or how they differ across destination countries (Kulu-Glasgow and Leerkes, 2013; Van Kerckem and Van der Bracht, 2013; Carol et al., 2014; Aybek, 2015). It is quite likely that family-related migrations remain prevalent in the future. For understanding these and other migration processes, the stayer comparison provides an important and still new research perspective in Europe.

6. References

- Aybek, C. M. (2012). Politics, symbolics and facts: migration policies and family migration from Turkey to Germany, *Perceptions: Journal of International Affairs*, 17, 37-59.
- Aybek, C. M. (2015). Time matters. Temporal aspects of transnational intimate relationships and marriage migration processes from Turkey to Germany. *Journal of Family Issues, Journal of Family Issues*, 36, 1529-1549.
- Baykara-Krumme, H. (2014). Three-generation marriage patterns: new insights from the 'dissimilation' perspective, *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 41, 1324-1346.
- Baykara-Krumme, H. (2015). Consanguineous marriage in Turkish families in Turkey and in Western Europe. *International Migration Review*. doi:10.1111/imre.12176.
- Baykara-Krumme, H., and Fuß, D. (2009). Heiratsmigration nach Deutschland: Determinanten der transnationalen Partnerwahl türkeistämmiger Migranten, *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 34, 135-164.
- Blau, P. M. (1994). *Structural Contexts of Opportunities*. University of Chicago Press.
- Boyd, M. (1989). Family and personal networks in international migration. *International Migration Review*, 23, 638-670.
- Büttner, T. and Stichs, A. (2014). *Die Integration von zugewanderten Ehegattinnen und Ehegatten in Deutschland. BAMF-Heiratsmigrationsstudie*. BAMF: Nürnberg.

- Carol, S., Ersanilli, E. and Wagner, M. (2014). Spousal choice among the children of Turkish and Moroccan immigrants in six European countries: transnational spouse or co-ethnic migrant? *International Migration Review*, 48, 387-414.
- Celikaksoy, A., Nielsen, H. S., and Verner, M. (2006). Marriage migration: just another case of positive assortative matching? *Revue of Economic Household*, 4, 253-275.
- Cerrutti, M. and Massey, D. S. (2001). On the auspices of female migration from Mexico to the United States, *Demography*, 38, 187-200.
- Clemens, M.A. (2014). Does development reduce migration? In: Lucas, R.E.B. (Ed.), *International Handbook on Migration and Economic Development* (pp.152-179). Cheltenham/Northampton: Elgar.
- Charsley, K. (2007). Risk, trust, gender and transnational cousin marriage among British Pakistanis. *Ethnic and Racial Studies*, 30, 1117-1131.
- Charsley, K. (2012). Transnational marriage. In Charsley, K. (Ed.) *Transnational Marriage. New Perspectives from Europe and Beyond* (pp. 3-22). Abingdon: Routledge.
- Curran, S. R., Garip, F., Chung, C. Y., and Tangchonlatip, K. (2005). Gendered migrant social capital: Evidence from Thailand, *Social Forces*, 84, 225-255.
- Curran, S. R., and Rivero-Fuentes, E. (2003). Engendering migrant networks: The case of Mexican migration, *Demography*, 40, 289-307.
- Davis, B., and Winters, P. (2001). Gender, networks and Mexico-US migration, *Journal of Development Studies*, 38, 1-26.
- Davis, B., Stecklov, G., and Winters, P. (2002). Domestic and international migration from rural Mexico: Disaggregating the effects of network structure and composition, *Population Studies*, 56, 291-309.
- De Haas, H. (2010). The internal dynamics of migration processes: a theoretical inquiry, *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 36, 1587-1617.
- Dolfin, S. and Genicot, G. (2010). What do networks do? The role of networks on migration and "coyote" use, *Review of Development Economics*, 14, 343-359.
- European Commission (2015): The structure of the European education systems 2015/16: Schematic diagrams. http://eacea.ec.europa.eu/education/eurydice/facts_and_figures_en.php#diagrams (Last accessed 31.12.2015)
- Fine, J. P. and Gray, R. J. (1999). A proportional hazards model for the subdistribution of a competing risk, *Journal of the American Statistical Association*, 94, 496-509.
- González-Ferrer, A. (2006a). Who do immigrants marry? Partner choice among single immigrants in Germany, *European Sociological Review*, 22, 171-185.
- González-Ferrer, A. (2006b). *Family and Labor Strategies in Migration: Family Reunification, Marital Choices and Labor Participation of Immigrants in the Host Country*. Madrid: University, Instituto Juan March de Estudios e Investigaciones.
- Guveli, A., Ganzeboom, H., Platt, L., Nauck, B., Baykara-Krumme, H., Eroğlu, Ş., Bayraktar, S., Sözeri, E.K. and Spierings, N. (2016). *Intergenerational Consequences of Migration. Socio-economic, Family and Cultural Patterns of Stability and Change in Turkey and Europe*. Hampshire: Palgrave.
- Haug, S. (2008). Migration networks and migration decision-making, *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 34, 585-605.
- Huschek, D., De Valk, H. A. G. and Liefbroer, A. C. (2012). Partner choice patterns among the descendants of Turkish immigrants in Europe, *European Journal of Population*, 28, 241-268.
- Kaestner, R. and Malamud, O. (2014). Self-selection and international migration: New evidence from Mexico, *Review of Economics and Statistics*, 96, 78-91.
- Kalmijn, M. (1998). Inter-marriage and homogamy: causes, patterns, trends, *Annual Review of Sociology*, 24, 395-421.
- Kalter, F. and Schroedter, J. H. (2010). Transnational marriage among former labour migrants in Germany, *Journal of Family Research*, 22, 11-36.
- Kulu-Glasgow, I. and Leerkes, A. (2013). Restricting Turkish marriage migration? National policy, couples' coping strategies and international obligations, *Migration Letters*, 10, 369-382.
- Lievens, J. (1999). Family-Forming Migration from Turkey and Morocco to Belgium. *International Migration Review*, 33, 717-744.

- Liversage, A. (2012). Gender, conflict and subordination within the household: Turkish migrant marriage and divorce in Denmark, *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 38, 1119-1136
- Massey, D., Arango, J., Hugo, G., Kouaouci, A., Pellegrino, A., and Taylor, J. E. (1993). Theories of international migration: a review and appraisal, *Population and Development Review*, 19, 431-466.
- Mckenzie, D., and Rapoport, H. (2007). Network effects and the dynamics of migration and inequality: Theory and evidence from Mexico, *Journal of Development Economics*, 84, 1–24.
- Merton, R. K. (1941). Inter-marriage and the social structure, *Psychiatry*, 4, 361-374.
- Milewski, N. and Hamel, C. (2010). Union formation and partner choice in a transnational context: the case of descendants of Turkish immigrants in France, *International Migration Review*, 44, 615-658.
- Nicolaas, H. and Sprangers, A. (1998). *Migration motives of non-Dutch immigrants in the Netherlands*. Voorburg, Statistics Netherlands.
- Reniers, G. (1999). On the history and selectivity of Turkish and Moroccan migration to Belgium, *International Migration*, 37, 679-713.
- Reniers, G. (2001). The post-migration survival of traditional marriage patterns: consanguineous marriage among Turkish and Moroccan immigrants in Belgium, *Journal of Comparative Family Studies*, 32, 21-44.
- Skopek, J., Schulz, F. and Blossfeld, H.-P. (2009). Partnersuche im Internet. Bildungsspezifische Mechanismen bei der Wahl von Kontaktpartnern, *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 61, 183-210.
- Stecklov, G., Carletto, C., Azzarri, C., and Davis, B. (2010). Gender and migration from Albania, *Demography*, 47, 935–961.
- Straßburger, G. (2004). Transnational ties of the second generation: marriages of Turks in Germany. In T. Faist and Özveren, E. (Eds.), *Transnational social spaces: agents, networks and institutions* (pp. 211-231). Aldershot: Ashgate.
- Timmerman, C., Lodewyckx, I. and Wets, J. (2009). Marriage at the intersection between tradition and globalization. Turkish marriage migration between Emirdag and Belgium from 1989 to present, *The History of the Family*, 14, 232-244.
- Van Kerckem, K., Van der Bracht, K., Stevens, P. A. and Van de Putte, B. (2013). Transnational marriages on the decline: Explaining changing trends in partner choice among Turkish Belgians. *International Migration Review*, 47, 1006-1038.